

# SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

MAI 2024  
NR. 94



Bild des Kibbuzes in Vilkaviškis,  
Litauen, Ralf Salinger, Israel

**Was ist ein Kibbuz?** Was ist ein Hachschara-Lager? Wie kam ein Junge aus Bottrop in einen Hachschara-Kibbuz in Litauen? Fragen, auf die eine Neuerwerbung des Museums aufmerksam macht, nämlich das Tagebuch des Paul bzw. Perez Kleinberger, der sich ab 1933 auf die Emigration in Eretz Israel vorbereiten wollte. **Mehr auf Seite 7.**

3

BILDUNGSARBEIT  
NACH DEM 7.10.23

5

KOMMENDE  
AUSSTELLUNGEN

7

P. KLEINBERGERS  
TAGEBUCH

16

JÜDISCHE  
SAMMLER\*INNEN

20

PORTRÄT  
HANS CH. MEYER

26

JÜDISCHES  
MUSEUM FLORENZ

UND MEHR...

מוזיאון יהודי  
וסטפליה Jüdisches  
Museum  
Westfalen

# Haltung und Humanität



Ja, die Demonstrationen der vergangenen Wochen stimmen zuversichtlich, dass die deutsche Gesellschaft nicht tatenlos zusieht, wie die AfD immer mehr Zuspruch erhält je rechtsextremer sie wird. Es darf gehofft werden, dass sich Bürger\*innen durch die Proteste bestärkt fühlen, sich privat und in der Öffentlichkeit gegen Rassismus und Ausländer\*innenfeindlichkeit zu äußern und sich bei der Europawahl für eine demokratische Partei zu entscheiden. Optimistisch stimmt auch, dass Menschen, die noch nie im Leben auf einer Demo waren, jetzt mitlaufen.

Der Anlass dazu ist allerdings so übel, dass einem die Hoffnung leicht abhanden kommen könnte. Dass Mitglieder der AfD (und sogar der CDU) ernsthaft darüber nachdenken, Deutsche mit Migrationsgeschichte zu deportieren, ist in hohem Maße schockierend. Dass sich selbst gewählte Politiker\*innen nicht davon distanzieren (AfD-Bundestagsabgeordneter René Springer auf X: »Wir werden Ausländer in ihre Heimat zurückführen. Millionenfach. Das ist kein Geheimplan. Das ist ein Versprechen«), kommt einer Ohrfeige für ein Viertel unserer Bevölkerung gleich und ist eine Bedrohung für unsere Demokratie. Dass sich die extreme Rechte so siegessicher fühlt, geht uns alle an. Offenbar haben wir diese Bedrohung trotz allem zu wenig ernst genommen.

Das zeigt sich auch im zunehmenden Antisemitismus, der nicht bloß auf der rechten, sondern auf allen Seiten zunimmt und immer offener geäußert wird. Seit dem Angriff der Hamas auf die israelische Zivilbevölkerung haben sich antisemitische Äußerungen und (Straf-)Taten vervierfacht. Eine jüdische Bekannte hat mich neulich gefragt, warum es so wenig Solidarität gebe mit den israelischen Opfern und den deutschen Juden\*Jüdinnen, wenn sich doch so viele auf den Demos jetzt zur Demokratie bekennen würden. Weil einige Juden\*Jüdinnen aus Schuldabwehr lieber ein Täterprofil als einen Opferstatus zuschreiben? Weil einige in Opferkonkurrenzen denken und sich außerstande sehen, gleichzeitig jüdische und palästinensische Opfer zu betrauern? Gerade

vom Kulturbereich fühlen sich Juden\*Jüdinnen im Stich gelassen. (s. Rezension »Über Israel sprechen. Eine deutsche Debatte« auf Seite 25) Neueste Beispiele waren die massiven Störungen der Lesung von Hannah Arendts »Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft« mit der Künstlerin Tania Bruguera im Hamburger Bahnhof Berlin und die bedauerliche Schlussveranstaltung der Berlinale 2024.

Unsere Antwort als Museumsverantwortliche kann nur sein, stets eine klare Haltung einzunehmen, die Grenzen des Sagbaren in unseren Diskursräumen festzulegen, dabei aber offen zu bleiben für die Sorgen und Nöte unserer Besucher\*innen und Partner\*innen, welchen Hintergrund sie auch haben. (s. Artikel »Der 7. Oktober 2023. Eine Zäsur in der Bildungsarbeit?« auf Seite 3) Aus historischer Sicht müssen wir immer wieder auf die Kontinuitäten antisemitischer und rassistischer Denkmuster und auf strukturelle Ähnlichkeiten historischer Ereignisse mit heutigem Geschehen hinweisen, ohne uns zu kruden Vergleichen hinreißen zu lassen, wie es momentan viel zu häufig geschieht. Innerhalb des Museums- und Kulturbereichs müssen wir uns für eine ebenso klare wie differenzierte Sichtweise auf den Israel-Palästina-Konflikt starkmachen.

**Kathrin Pieren**



# Der 7. Oktober 2023. Eine Zäsur in der Bildungsarbeit?

Mit dem Überfall der Hamas auf die israelische Zivilbevölkerung am 7. Oktober 2023 entlud sich der Judentumshass auch in der Öffentlichkeit und im digitalen Raum.

Die aktuelle Präsenz des Nahost-Krieges in den sozialen Medien stellt ein Novum dar. Denn nun äußerten nicht nur Politiker\*innen oder Nahost-Expert\*innen ihre Einschätzungen, sondern vor allem auch Influencer\*innen ohne wissenschaftlichen Hintergrund, die oftmals als Vorbilder für Jugendliche fungieren und mit sehr hoher Reichweite viele Menschen beeinflussen können. Damit bekam der seit jeher emotional aufgeladene diskutierte Konflikt zwischen Israel und den palästinensischen Autonomiegebieten eine neue Dimension und katapultierte diesen einmal mehr in die Lebenswirklichkeiten junger Menschen. Neben Desinformationen und Meinungsmanipulation fanden sich unter den Videos unzählige Gewaltdarstellungen, die für alle Nutzer\*innen sichtbar sind. Eine Zensurierung durch tiktok selbst und andere Plattformen erfolgt nur selten.

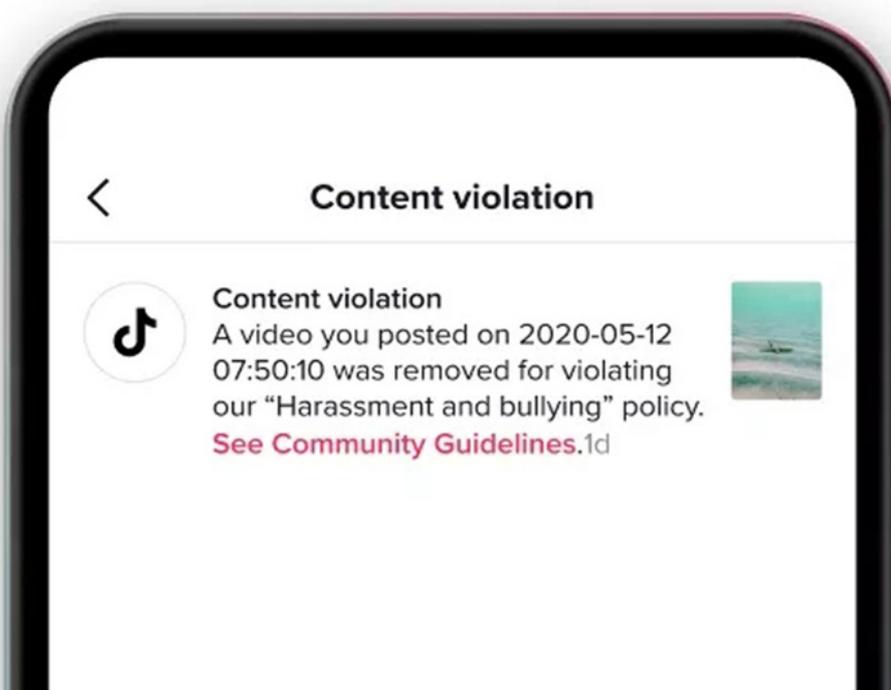
Diese Entwicklungen nahmen wir in Gesprächen mit Jugendlichen wahr

und reagierten mit unserem Angebot für Schulklassen darauf. Auch in Lehrkräftefortbildungen und bei Tagungen stellten wir die Programme vor und sensibilisierten Fachkräfte für die aktuellen Herausforderungen und den Umgang mit neuen Formaten.

Aus den Gesprächen mit Jugendlichen ergaben sich Leerstellen hinsichtlich der Medienkompetenz. Sie bezogen sich vor allem auf tiktok als Quelle der Information. Der Umgang mit den sozialen Medien erfolgt häufig – nicht immer – unreflektiert. Die Funktionsweise von tiktok basiert auf kurzen Videos, die mit Texten, Musik, Hashtags und dem Hinzufügen weiterer Videosequenzen innerhalb des eigenen Beitrags untermauert sein können. Eine Überprüfung der Quellen findet entweder nicht statt oder ist schlichtweg nicht möglich. Lediglich in der Accountbeschreibung (kurz: bio) könnten langfristig Quellenangaben verortet sein. Aus den konsumierten Inhalten speist die App dann einen Algorithmus. In dieser Echokammer werden folglich Inhalte abgespielt, die der Algorithmus als Interessen abgespeichert



hat. Schauen sich also Nutzer\*innen Videos zur Situation in Gaza an, werden in Zukunft ähnliche Videos abgespielt. Einen Link zu einem Impressum findet man nur äußerst selten. Wir kennen die Quellen dieser privaten Accounts oft nicht, die sich in dem Zusammenhang zum Angriff der Hamas äußerten. Das heißt: diese hinzugenommenen Statements sind nicht verifizierbar und vielleicht in einem völlig anderen Kontext entstanden. Das ist eine besonders problematische Entwicklung, wenn diese Sequenzen usw. nicht kritisch hinterfragt werden. Auch in Fortbildungen für Lehrkräfte besprechen wir die Möglichkeiten und Herausforderungen von tiktok, und es zeigt sich einmal mehr, dass die Plattform in den Lebenswelten von Erwachsenen über 35 Jahren kaum eine Rolle spielt. Im Umkehrschluss bedeutet diese Lücke auch die Unkenntnis darüber, wie in den sozialen Medien intera-



giert wird und wer Interesse daran hat, dort junge Menschen anzusprechen.

Die Bildungsstätte Anne-Frank in Frankfurt veröffentlichte im Februar 2024 den Report »Die TikTok-Intifada – Der 7. Oktober & die Folgen im Netz zu tiktok,« der sich mit den Erfahrungen in der Bildungsarbeit des Museums deckt.

Wir erprobten viele pädagogische Materialien und verschiedene Kombinationen aus bestehenden Methoden. Auch der Rückgriff auf das 2021 am Museum realisierte Projekt »Erzähl mir nix – Verschwörungsmymen im Blick« zeigte sich als gewinnbringend für die Vermittlung von Medienkompetenzen. Besonders Beispiele von tiktok stellten uns vor Herausforderungen. Teilweise waren Accounts, auf die wir hinwiesen, nicht mehr auffindbar. Darüber hinaus werden fake news verbreitet, deep fakes generiert und grundsätzlich nimmt die Verwendung KI-generierter Inhalte deutlich zu. (deep fakes sind täuschend echt wirkende, künstlich erstellte oder veränderte Bild-, Ton- und Sprachaufzeichnungen, die vielfältig und kombinierbar eingesetzt werden können.)

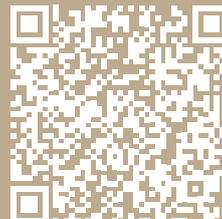
Der (Des-)Informationsfluss nach dem 7. Oktober 2023 und der offen kommunizierte Antisemitismus kennt kaum Grenzen.

Der Angriff der Hamas ist bei uns im Museum angekommen. Wir haben eine deutliche Zunahme antisemitischer Äußerungen und Einstellungen zur Kenntnis genommen und befinden uns seitdem in einem dynamischen Prozess, wie wir weiterhin adäquat auf diese neuen Anforderungen reagieren können.

Vielfach wird von einer Zäsur gesprochen. Einem Leben vor dem 7. Oktober und dem Leben danach. Auch bezogen auf die Auswirkungen dieses Angriffs in der Vermittlungsarbeit im Museum ist der Begriff weitgehend zutreffend. Umso wichtiger ist es, dass die Bildungsarbeit neue Konzepte entwickelt, die sich an der Lebenswirklichkeit junger Menschen orientiert und sie befähigt sich kritisch mit den Inhalten sozialer Medien auseinanderzusetzen. Dazu zählt die fachliche Auseinandersetzung u.a. mit tiktok als ernstzunehmendem Medium.

Anja Mausbach

### Link zum Report der Anne-Frank-Bildungsstätte:



### Tiktok

Tiktok ging aus der bei Kindern und Jugendlichen sehr beliebten Musik-Playback-App musical.ly hervor. 2018 kaufte das chinesische Unternehmen ByteDance die App, benannte sie in tiktok um. Extremistische Gruppierungen und Parteien nutzen u.a. tiktok bereits gezielt und sehr erfolgreich, um junge Menschen von ihren demokratiefeindlichen Ideen zu überzeugen. Es wird immer wieder diskutiert, inwiefern eine staatliche Kontrolle den Missbrauch der App regulieren könnte. Ca. 1,5 Mrd. Nutzer registriert tiktok weltweit. (Stand: Feb. 2024)

# Impressum

- Herausgeber:** Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
- Redaktion:** Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach, Dr. Kathrin Pieren, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder
- Anschrift:** Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, [www.jmw-dorsten.de](http://www.jmw-dorsten.de)
- Email:** [info@jmw-dorsten.de](mailto:info@jmw-dorsten.de)
- Erscheinungsweise:** Zweimal jährlich im Eigenverlag
- Layout:** Agentur 31M, Essen
- Satz:** Dr. Pascal Dietrich, Aachen
- Förderer:** »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.
- Vertrieb:** Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.
- Datenschutz:** Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonent/innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: [www.jmw-dorsten.de/datenschutz](http://www.jmw-dorsten.de/datenschutz)

# Doppelt hält besser!

Und darum zeigen wir im Frühjahr zwei Kunstausstellungen zur gleichen Zeit.

Die Künstlerin Sabine Pierick (s. auch Seite 10 in dieser Ausgabe) fühlt sich in ihrer Arbeit der Geschichte verpflichtet, und für sie als Dorstenerin schließt dies die Geschichte des Ruhrgebietes explizit mit ein. Schon lange arbeitet sie daher ausschließlich mit Kohlestaub, Echkupfer und der Farbe Petrol und schafft so einen unübersehbaren Verweis auf den Bergbau. Gleichzeitig dienen ihr die Materialien als kritische Auseinandersetzung mit der oft verschwenderischen Nutzung von Ressourcen. Diese Reflexion erachtet sie gerade heute als besonders wichtig. In ihrem Werk »Davidstern« vereint sie diese regional relevanten Aspekte mit jüdischer Geschichte.

Das Symbol des Davidsterns fand im Laufe der Jahrhunderte in verschiedenen Kulturen und Religionen Verwendung. Erst im 19. Jahrhundert etablierte es sich zunehmend als Ausdruck jüdischer Identitäten. Diese Entwicklung wurde von den Nationalsozialist\*innen pervertiert, indem sie den Davidstern zur diskriminierenden Kenntlichmachung von Juden\*Jüdinnen nutzten. Der Stern ist somit einerseits Ausdruck selbstbewusster jüdischer Identitäten, erinnert andererseits aber auch an Unterdrückung und Verfolgung von Juden\*Jüdinnen.

Für Sabine Pierick hat der Davidstern daher auch für nicht-jüdische Menschen eine hohe Aussagekraft. So soll er mahnen und erinnern, aber gleichzeitig auch auffordern, Verantwortung nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart zu übernehmen. Nun schenkt sie dieses beeindruckende Werk großzügigerweise dem Jüdischen Museum Westfalen und bereichert unsere Sammlung damit in besonderer Weise. Durch die verwendeten Materialien und das Motiv schafft Sabine Pierick mit dem »Davidstern« eine Verbindung zwischen dem Bergbau und der jüdischen Regionalgeschichte. Jüdische Bergarbeiter finden in historischen Quellen



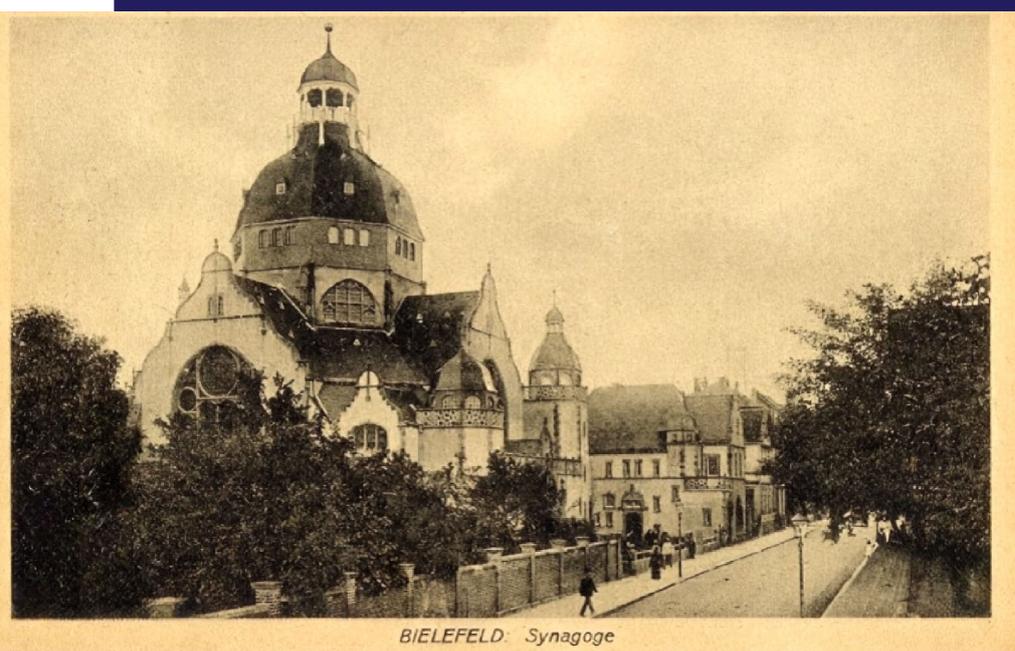
»Davidstern« im Atelier von Sabine Pierick | ©Sabine Pierick

oft nur wenig Beachtung, sodass wir dankbar sind, nun eine künstlerische Auseinandersetzung mit diesem Thema in unserer Sammlung zu wissen.

Die Ausstellung wiederum nähert sich dem Werk vor allem aus einer künstlerischen Perspektive und verortet es in seinem Entstehungskontext: Besucher\*innen lernen die Anliegen und Absichten der Künstlerin kennen und ein kurzer Film gibt Einblicke in ihre wohl einzigartige Arbeitsweise. Sie schafft es dabei, die oft als schmutzig wahrgenommene Kohle in einer Schönheit erstrahlen zu lassen, die sich durch ein Foto gar nicht ganz wiedergeben lässt. Kontrastiert mit dem Kupfer und Petrol entstehen so klare Formen, die in ihrer Materialität eine einzigartige Wirkung auf die Betrachter\*in-

nen entfalten. Und so hat Sabine Pierick mit dem »Davidstern« ein Kunstwerk geschaffen, das sich in seiner ganzen Tiefe wohl nur begreifen lässt, wenn man es im Original wirken lassen kann.

Von der bildenden Kunst im Erdgeschoss geht es über ins Obergeschoss zur Gebrauchskunst. Postkarten stehen im Zentrum der Sammlung Alexander Drehmann (s. auch Seite 16 in dieser Ausgabe), aus der wir in dieser ursprünglich von der Alten Synagoge Essen kuratierten Ausstellung einen kleinen Teil zeigen. Seine ganze Sammlung in unseren Räumlichkeiten zu präsentieren, wäre auch schwerlich möglich, umfasst sie derzeit doch rund 10.000 Postkarten. Und so ist also nur eine kleine Auswahl zu sehen,

**Postkarte von der Synagoge Bielefeld, ©Alexander Drehmann**

*BIELEFELD: Synagoge*

die aber einen guten Einblick sowohl in die Sammlung als auch in die Entwicklung jüdischer Postkarten bietet.

Unter »jüdischen Postkarten« werden hier solche Karten verstanden, die in einem jüdischen Umfeld entstanden

**Rosch Haschana Karte aus der Sammlung Alexander Drehmann, ©Alexander Drehmann**


sind oder mit ihrem Motiv auf jüdische Themen Bezug nehmen. Ein Motiv auf der Postkarte war ursprünglich übrigens gar nicht vorgesehen: Als 1869 die österreichische Post die damals noch sogenannte Correspondenz-Karte einführte, verfügte diese nur über ein Adressfeld. Das blieb jedoch nicht lange so, schon in den 1880er Jahren hatte man das Verkaufspotential von Motivkarten erkannt. Und da die Produzierenden natürlich auch ein jüdisches Publikum erreichen wollten, entstanden also auch Karten, die man als jüdisch bezeichnen kann.

Wobei auch diese Karten selbstverständlich vom Zeitgeist der jeweiligen Entstehungssituation beseelt waren und sind: Karten mit Familiendarstellungen aus den 1960er Jahren beispielsweise wären ohne den hebräischen Text nicht von Karten für ein nicht-jüdisches Publikum zu unterscheiden.

Die Ausstellung führt chronologisch von den frühesten jüdischen Postkarten bis in die Gegenwart. Die Veränderungen in der Gestaltung der Postkarten werden dabei mit den gesellschaftlichen Entwicklungen in Verbindung gesetzt – seien es religiöse Reformationen, politische Statements oder anderes. Nicht zu unterschätzen ist dabei die Rolle des individuellen Geschmacks. Das betrifft zum einen das Kaufverhalten, auf das Produzierende (wie Verlage und Künstler) natürlich reagierten. In der Sammlung von Alexander Drehmann finden sich zum anderen aber auch Karten, die von dem\*der Absender\*in selbst gestaltet wurden, um einen ganz individuellen Gruß zu verschicken. In diesem Sinne laden wir Sie herzlich ein, am Ende der Ausstellung selbst kreativ zu werden und eine Postkarte zu gestalten. Wir sind gespannt, welche Kunstwerke dabei entstehen!

# Zeugnis eines vorzeitigen Reifeprozesses

Im letzten Jahr hat das Jüdische Museum ein Tagebuch erwerben können, in welchem Perez (Paul) Kleinberger aus Bottrop seine Erfahrungen während der Vorbereitung auf die Alijah, die Auswanderung nach Palästina, und die ersten Jahre in seiner neuen Heimat niedergeschrieben hat.

## EIN BOTTROPER JUNGE

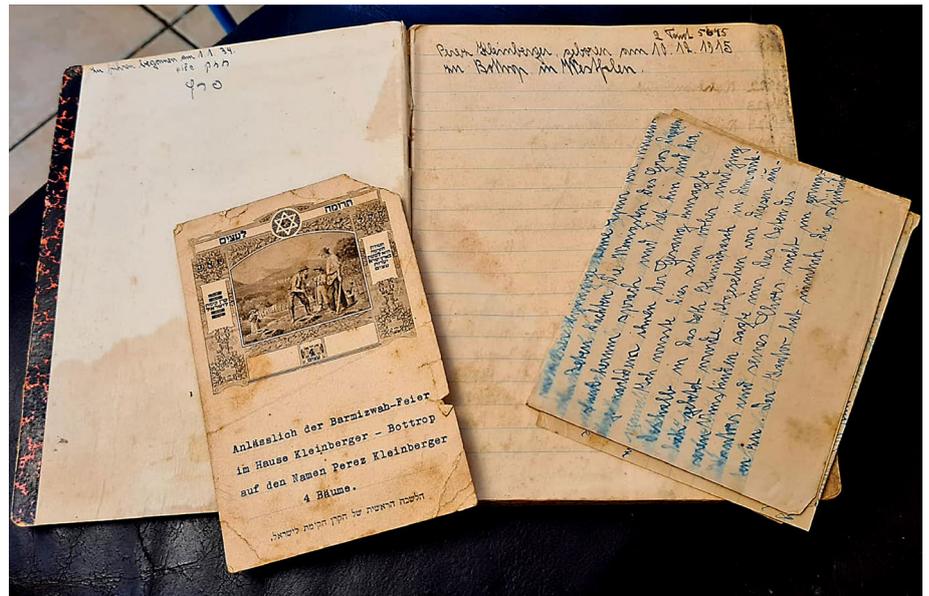
Paul Kleinberger wird am 15. Dezember 1915 als zweiter von drei Söhnen und einer Tochter des Ehepaares Syma und Naftali Kleinberger in Bottrop geboren. Die Eltern stammen aus Galizien und folgen 1910 Verwandten ins Ruhrgebiet. Naftali arbeitet zunächst im Möbelgeschäft eines Onkels in Gelsenkirchen und macht sich später in Bottrop selbständig.

Die Familie ist religiös und führt einen koscheren Haushalt. Die Kinder haben zwei Hauslehrer für modernes Hebräisch und Religion. Die Familie bereitet ihre Kinder früh auf die Emigration vor. Sowohl der ältere Bruder Oskar wie später auch die jüngeren Geschwister werden in praktischen Berufen ausgebildet.

## AUF HACHSCHARA IN LITAUEN

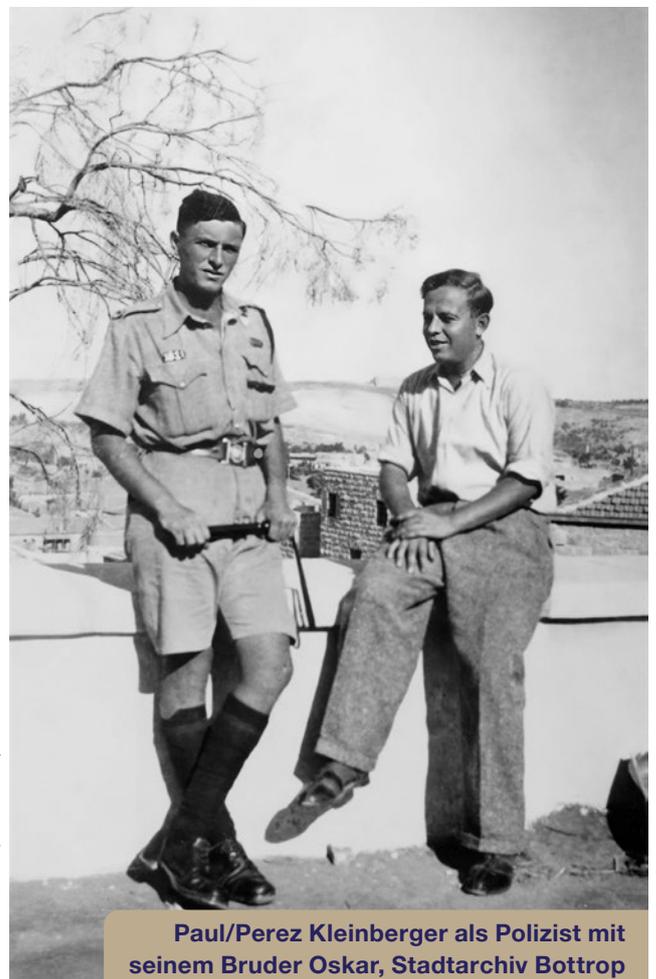
Paul, der sich im Tagebuch Perez nennt, geht am 23. August 1933 »auf Hachschara« im südlitauischen Vilkaviškis, einer Kleinstadt mit einem jüdischen Bevölkerungsanteil von ungefähr 50%. In solchen Ausbildungszentren erlernen junge Juden\*Jüdinnen einen handwerklichen Beruf in Vorbereitung auf die Emigration nach Eretz Israel. Perez erlernt das Schlosserhandwerk. Mit seiner Zeit im Kibbuz in Litauen beginnt sein Tagebuch. Darin beschreibt er seinen Alltag und hält Gedanken zu Religion und Gemeinschaft fest.

Neben der praktischen Ausbildung werden die jungen Männer in palästinensischer



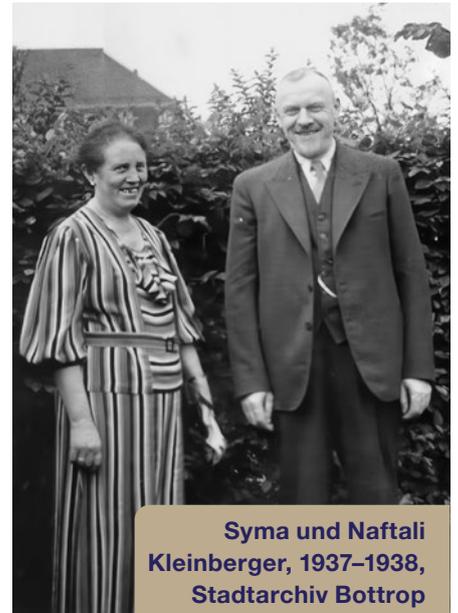
Landeskunde, Hebräisch, Buchhaltung und Litauisch unterrichtet. Das Tagebuch ist gespickt mit hebräischen Wörtern, die bewusst in die Alltagssprache aufgenommen wurden, um ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen.

Die Arbeit befriedigt Perez nicht. »Furchtbar quälten wir uns mit den alten Feilen, die man uns absichtlich gegeben hatte,« schreibt er gleich zu Beginn (1.10.1933). Auch später wird das nicht wirklich besser, bezeichnet er die Feilarbeit doch als »scheissig« und »langweilig« (12.1.1934), wenn auch andere Arbeiten offenbar spannender sind. Die Technologie-Stunde bezeichnet er einmal als »saus schlecht« (30.12.1933). Das gemeinschaftliche Leben hingegen gefällt ihm.



Paul/Perez Kleinberger als Polizist mit seinem Bruder Oskar, Stadtarchiv Bottrop

# »...auf Umwegen



Beeindruckt ist er vom »hebräisch-jüdischen« Milieu auf einer zionistischen Konferenz in Kaunas. An den regelmäßigen Lesungen und Diskussionen zu Themen wie Kibbuzkultur, dem Verhältnis zwischen Ost- und Westjuden, Ethik und Klassenkampf oder jüdische Wehrhaftigkeit nimmt er aktiv teil. Die Gespräche sind, im Gegensatz zum Arbeitsalltag, intellektuell sehr anspruchsvoll.

Ein wiederkehrendes Thema ist die Religion. Perez war wohl religiöser als die meisten. »Die Bevölkerung hier wollte alle unsere Chawerim zu den Feiertagen [Rosch Haschana und Jom Kippur] in privaten Familien unterbringen. Dies aber von der gesamten Chewrah abgelehnt, die beschloss die Feiertage im eigenen Kreise innig und religiös zu verbringen. Uns wurde es aber freigestellt,

sich einladen zu lassen.« (24.9.1933) Er nimmt die Einladung des Rabbiners an. Die Stimmung im Gebetshaus an Jom Kippur fasziniert ihn. »Eigenartig das Milieu. Wie ganz anders als bei uns zu Hause. Hier nichts Gekünsteltes. Alles atmet natürliches Volksleben«.

## AUF WANDERSCHAFT

Nach einem Dreivierteljahr beschließt Perez, dass er in Litauen zu wenig lernt. In der Hoffnung, in den Niederlanden einen neuen Platz zu finden, fährt er zu seinen Verwandten nach Gelsenkirchen, doch: »Das Wiedersehen mit Eltern und Verwandten gestaltete sich etwas kühl. Wodurch das kam, weiss ich nicht genau. Aber ich glaube, das Jahr in V. hat mich gänzlich verändert. Mein enger Horizont erweiterte sich, aus dem engen Gesichtskreis der Familie war ich hinaus. Ich war an ein primitives auf gemeinschaftlicher Grundlage aufgebautes Leben gewöhnt. Ein anderes Leben und auch eins ohne Arbeit hatte für mich Sinn verloren« und darunter bedeutungsvoll abgesetzt: »Hachscharah Vilkaiviškis, vielleicht der bedeutendste [Teil] meines Lebens liegt hinter mir,« schreibt er am 18. Mai 1934.



# nach Eretz Israel...«

Wieder daheim realisiert er erst, wie schwierig es für seine Eltern ist, sich ihren Lebensunterhalt zu erarbeiten und wie viele Hoffnungen sie in die Kinder setzen. Er denkt auch darüber nach, wie viel Religion er braucht und wie gut (oder schlecht) sich seine Religiosität mit einer mehrheitlich säkular-sozialistischen Kibbuzgemeinschaft vertragen würde (Juli 34).

Aus den Niederlanden wird nichts. In Hamburg sucht er ebenfalls vergeblich nach Arbeit, auch weil er die Schabbatruhe einhält. In Köln wird er jedoch fündig. Perez wohnt im ehemaligen jüdischen Lehrlingsheim und arbeitet in einem regulären Betrieb. Während seines achtmonatigen Aufenthaltes schreibt er nichts ins Tagebuch. Ein Schlüsselerlebnis auf einer zionistischen Konferenz im Frühjahr notiert er aber. Unter dem Eindruck der biblischen Erzählung des verlorenen Sohnes und Diskussionen mit einem Freund schreibt er, er glaube zwar an eine Gottheit. Er versuche aber, »eine Synthese zu schaffen zwischen meiner Erkenntnis von den Dingen der Natur und meiner Zugehörigkeit zum Judentum. Ich wehre mich nun dagegen irgendwelche feste Formen zu übernehmen, deren Inhalt ich nicht voll und ganz bejahe.« (26.5.1935)

## VIEL HOFFNUNG UND NOCH MEHR ENTÄUSCHUNG

Am 25. August 1935 tritt Perez seine Alijah an. Zwei Tage später fährt er, gemeinsam mit zahlreichen anderen »Olim« (neuen Einwanderern) aus Triest mit dem Schiff Richtung Haifa. Am 10. September schreibt er: »Endlich glücklich in der Heimat«. Er bleibt in Haifa und sucht dort Arbeit. Das erweist sich aber als schwierig, und drei Monate später sind die Illusionen bereits weg: »Wieder einmal mehr keine Arbeit. Man hungert sich durch, spart das Mittagessen. Isst nur einmal warm am Tage. [...] Man macht sich Sorgen um seine Angehörigen. Wacht oft

in der Nacht auf und wälzt sich schlaflos umher. Was wird mit Vater und Mutter sein, wird es mir und uns überhaupt möglich sein, sie hier zu ernähren. Ja 20 Jahre bin ich nun geworden in die Welt hinausgegangen und habe schon die Verpflichtung für meine schwer ringende Familie zu sorgen.« (30.XII.35) Und der Eintrag am Tag danach beginnt: »Ende wieder eines Jahres. Vielleicht eines meiner schwersten bisher.« (31.12.35)

Er arbeitet als Lastenträger, später besucht er die Polizeischule. Hier werden die Eintragungen ins Tagebuch immer dünner. Es endet mit einem Eintrag am 1. April 1938, welcher zeigt, dass sein Leben nun in geregelten Bahnen verläuft. Er, und wie wir aus anderer Quelle wissen, sein älterer Bruder Oskar, der 1936 auswandern konnte, arbeiten inzwischen bei der Hafeneinrichtung in Haifa. Auch der jüngere Bruder Zvi Givon wohnt

jetzt in Haifa, wo er eine Ausbildung in Metallverarbeitung macht. Perez sorgt sich aber immer noch um die Eltern.

Heute wissen wir, dass die Familie 1939 in Haifa vereint werden konnte. Schwester Jenny war erst 15 Jahre alt, als am 9. November 1938 die SA die Wohnung und das Geschäft der Kleinbergers zertrümmerte, den Vater verhaftete und Mutter und Tochter mit Knüppeln grün und blau schlugen. Naftali Kleinberger wurde gesagt, er komme frei unter der Bedingung, dass er emigriere. Da zwei seiner Söhne bei der britischen Polizei arbeiteten, erhielten er und Syma tatsächlich Ausreiseseerlaubnis. Später würde er mit Oskar in Haifa ein Möbelgeschäft aufbauen. Judith harnte voller Angst zwei weitere Monate in einem Jugendheim in Köln aus, bevor sie ebenfalls ausreisen konnte.

Kathrin Pieren



Bild der drei Brüder Oskar, Perez (Paul) und Zvi Givon (Hermann), Stadtarchiv Bottrop



# Schlaglichter



Johanna Tiefes, Svenja Bach und Sophia Falkowski mit Museumsleiterin Dr. Kathrin Pieren bei Projektbeginn in der Dauer- ausstellung des Museums, ©Westfälische Hochschule Gelsenkirchen

## DAS MUSEUM HOLT SICH EXPERTISE BEI DER HOCHSCHULE

Zum ersten Mal hat das Jüdische Museum mit der Westfälischen Hochschule Gelsenkirchen zusammengearbeitet. Drei Studentinnen des M.A. Studiengangs Kommunikationsmanagement haben eine Kommunikationsstrategie für das Museum entworfen. Das Projekt wurde im Februar abgeschlossen.

Das Museum verfügt leider nicht über die notwendigen Mittel für eine eigene Stelle für Marketing und Pressearbeit. Die entsprechenden Aufgaben sind deshalb auf verschiedene Personen verteilt, die dies »nebenher« erledigen. Dies erschwert eine strategische Medienarbeit, zumal die neuen sozialen Medien ein immer breiteres Fachwissen erfordern.

Diese Expertise hat sich das Jüdische Museum nun beim Institut für Journalismus und Public Relations in Gelsenkirchen geholt. Svenja Bach, Sophia Falkowski und Johanna Tiefes haben während des fünfmonatigen Projekts eine detaillierte Analyse der Print- und digitalen Kommunikation des Museums

vorgenommen. Sie haben kommunikative Ansätze für vier verschiedene Zielgruppen ausgearbeitet. In den nächsten Monaten wird das Museum diese, soweit machbar und sinnvoll, umsetzen.

## »ONE LIFE«-VORPREMIERE IN RECKLINGHAUSEN

Zu einer Vorpremiere des Films »One Life«, in dem es um die Rettung von mehr als 600 jüdischen und anderen Kindern aus Prag nach Großbritannien am Vorabend des 2. Weltkriegs geht, hatte das Kirchliche Filmfestival Recklinghausen im Februar eingeladen. Der Film und

seine historische Grundlage werfen die Frage auf: Was kann ein Einzelner (mit Hilfe anderer) bewegen? Anschließend diskutierten die Antisemitismusbeauftragte NRW, Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, und unsere Museumsleiterin Dr. K. Pieren mit dem Publikum über den Film und seine aktuelle Relevanz.

## BEGLEITMATERIAL ZUR REIFEISEN-GESCHICHTE

Die Rettungsgeschichte von Ilse Reifeisen aus Dorsten, die 1939 mit einem Kindertransport nach Schweden gerettet wurde, beschäftigt uns schon länger in



### Begleitheft zum Kinderbuch

„DER TAG, AN DEM DIE BLUMEN DIE FARBE VERLOREN – DAS MÄDCHEN ILSE REIFEISEN“

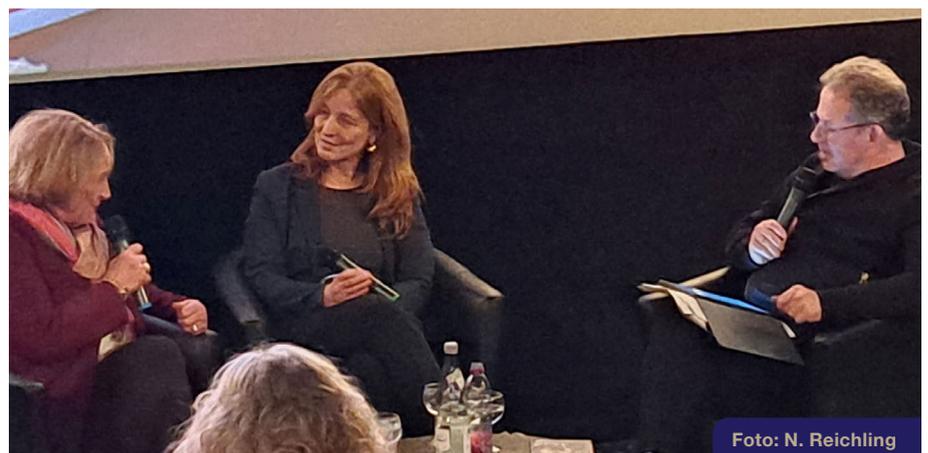


Foto: N. Reichling

Forschungs- und Bildungsarbeit. Nachdem 2023 das Kinderbuch »Der Tag, an dem die Blumen die Farbe verloren« von Andrea Behnke erscheinen konnte, hat das Museum soeben pädagogisches Begleitmaterial zu diesem Text veröffentlicht: Es soll dazu dienen, die Bildungsarbeit mit jüngeren Besucher\*innen aus Dorsten und Umgebung zu unterstützen, die am Beispiel dieses historischen Lebenswegs mit Bezügen zu ihrem Lebensalter und zu Dorsten lernen können, was Ausgrenzungen und Rechtlosigkeit bedeuten können; auch Kinderrechte heute können dabei zum Thema werden. Im Februar stellte das Vermittlungs-Team das Heft in einer gutbesuchten Fortbildung vor.

### JUGENDLICHE ALS GUIDES

Ein erfolgreiches Kooperationsprojekt mit der Gesamtschule Dorsten-Wulfen wird für zwei Jahre fortgesetzt: Schüler\*innen werden bei uns zu Museumsguides ausgebildet und führen dann Gleichaltrige (sog. Peer-to-peer-Ansatz). Ein entsprechender Vertrag über dieses bewährte Modell wurde im März

2024 unterzeichnet von den Leitungen der beiden Bildungsinstitutionen.

### DORSTEN IM RIGA-KOMITEE

Mit einem Festakt am 5. Februar im Jüdischen Museum trat die Stadt Dorsten,

wie schon länger beschlossen, dem Deutschen Riga-Komitee der Städte bei, die an die Deportationen der ca. 25.000 vor allem westfälischen Juden ins Ghetto Riga erinnern wollen. Regierungpräsident Andreas Bothe überreichte als Vorsitzender des Riga-Komitees die



Foto: Guido Bludau



entsprechende Urkunde. Museumsleiterin K. Pieren erinnerte an die 20 jüdischen Dorstener\*innen, die dorthin deportiert wurden – nur 2 von ihnen überlebten. In Zukunft soll in Dorsten einmal jährlich eine Veranstaltung diesem Thema gewidmet werden. Dem Komitee gehören damit 78 Städte an.

### NEUER VORSTAND IM TRÄGERVEREIN

Der Trägerverein des Jüdischen Museums Westfalen hat am 15. April 2024 einen neuen Vorstand gewählt. Mit großem Dank für ihre Anregungen und Beiträge nahm der Verein für jüdische Geschichte und Religion Abschied von vier verdienten Vorstandsmitgliedern: Kurt Langer, Josef Hadick, Alexandra Scherschlicht und Christina Schröder haben sich, z.T. aus beruflichen Gründen,



aus der Vorstandsarbeit zurückgezogen.

Die Versammlung wählte dann eine Mischung aus alten und neuen Vorstandsmitgliedern: Dr. Norbert Reichling blieb Erster Vorsitzender, und Hans-Dieter Kollecker wird weiter das Amt des Schatzmeisters ausüben. Die langjährige zweite Vorsitzende, Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel, wird als Beisitzerin tätig bleiben.

Der Verein konnte außerdem mehrere hochkarätige Persönlichkeiten aus für die Weiterentwicklung des Jüdischen Museums Westfalen wichtigen Fachgebieten für den Vorstand gewinnen: Dr. Katharina Müller-Kinne, Leiterin des Kulturzentrums Pelmke in Hagen, ist nun Zweite Vorsitzende. Der in Dorsten wohnhafte Alexander von Keyserlingk wird in Zukunft Schriftführer sein; er ist Geschäftsführer der Museumshop GmbH Weimar Klassik Stiftung. Dr. Christian Walda, Stellvertretender Direktor des Museums für Kunst und Kultur, Dortmund, und früherer Leiter des Jüdischen Museums Rendsburg, sowie der gebürtige Schermbecker Dieter Rehmann, Gründer und geschäftsführender Gesellschafter der Essener Design- und Medienagentur 31M, wurden als Beisitzer in den Vorstand gewählt. Damit konnte die fachliche Expertise des Vorstandes

in den Bereichen PR und Marketing, Fundraising, Kunstgeschichte und jüdische Kulturgeschichte verstärkt werden.

### M. SPIELMANN-JUGENDGESCHICHTSPREIS 2024

Wie in den Vorjahren, ist im April erneut unser Jugendgeschichtspreis ausgeschrieben worden. Wieder können Projekte, Facharbeiten, mediale Beiträge

u.a. zu den Themen Judentum (jüdische Geschichte und Gegenwart, jüdische Religion und Kultur), Nationalsozialismus oder Antisemitismus und Rassismus eingereicht werden. Die Projekte dürfen aus allen Jahrgangsstufen stammen. Es kann sich auch um Theateraufführungen, szenische Darstellungen, Cartoons u.a. handeln. Willkommen sind nicht nur Arbeiten mit historischem Schwerpunkt, sondern auch aus dem Deutsch-Unterricht zu Werken jüdischer Autor\*innen (z.B. Joseph Roth, Franz Kafka, Vicky Baum etc.) oder mit jüdischem Inhalt oder aus weiteren Fächern wie Religion, Praktische Philosophie, Hebräisch usw.

Die besten Einzel- oder Gruppenarbeiten werden von einer Jury ermittelt und am Jahresende im Museum präsentiert und ausgezeichnet. Einsendeschluss ist am 31. Juli 2024; nähere Auskünfte gibt es unter 02362-951431 oder [spielmann-preis@jmw-dorsten.de](mailto:spielmann-preis@jmw-dorsten.de). Die Postanschrift für Einsendungen lautet: Jüdisches Museum Westfalen Frau Ayleen Winkler Postfach 100620, 46256 Dorsten



# Aus den jüdischen Gemeinden

## BIELEFELD (1)

Ende November 2023 wurde der Bielefelder Integrationspreis verliehen. Unter dem Motto »Solidarität in Zeiten der Krisen« erhielt u.a. die Jüdische Gemeinde Bielefeld den Preis für ihr fortwährendes Engagement bei der Integration jüdischer Menschen in Bielefeld und seit 2022 auch bei der Integration von Geflüchteten aus der Ukraine.

## BIELEFELD (2)

Die multimediale Installation »Fractured Legacy« der kanadischen Künstlerin Mia Weinberg, die 2022 im Dorstener Jüdischen Museum zu sehen war, wurde nun erneut ab Januar 2024 in der Bielefelder Synagoge gezeigt. Sie greift die Erfahrungen des Vaters der Künstlerin, Kurt Weinberg aus Werther, auf, der mit ihr vor Ort nach seinen Jugenderinnerungen suchte. Das Werk hat inzwischen seine »Heimat« im Museum Peter August Böckstiegel in Werther gefunden.

## DORTMUND

Mit einem gemeinsamen Aufruf haben sich Ende 2023 die Jüdische Gemeinde Dortmund und der Rat der muslimischen Gemeinden Dortmund an die Dortmun-

der Jugend gewandt und ein friedliches Austragen von Differenzen gefordert. Hass gegen Juden und die Auslöschung Israels seien keine legitimen Ziele. Jüdische Kinder und Jugendliche müssten sich ohne Angst in ihrer Stadt bewegen können, und ein Generalverdacht gegen Muslime sei nicht akzeptabel.

## RECKLINGHAUSEN, BOCHUM, MÜNSTER...

Selbstverständlich gab es auch in vielen anderen Städten Reaktionen auf den Terrorangriff der Hamas im Oktober: Große Kundgebungen in Bochum, Recklinghausen, Münster, Bielefeld, Essen, Wuppertal und vielen anderen Städten, veranstaltet von den jüdischen Gemeinden und ihren Partnern, drückten ihre Solidarität mit dem angegriffenen Israel und seinem Recht auf Selbstverteidigung aus. – Die Kehrseite: vielerorts gab es auch antisemitisch gefärbte Demonstrationen, die die Täterschaft der Hamas ignorierten, und überall im Land muss es leider derzeit verstärkte Sicherheitsvorkehrungen für jüdische Einrichtungen geben.

## MÜNSTER

Am 25. Januar besuchte eine Delegation der SPD mit Generalsekretär Kevin

Kühnert und Bundesministerin Svenja Schulze die Jüdische Gemeinde Münster. Nach einem intensiven Austausch über die aktuelle Lage und die Gefährdungen nach dem 7. Oktober 2023 sicherten die Besucher\*innen der Gemeinde ihre Unterstützung bei einer Intensivierung der Bildungsarbeit zu. Kühnert erklärte: »Der Nahostkonflikt ist kein Fußballspiel, bei dem man eine Seite wählt. Wir müssen solidarisch mit denen sein, die sich an die Spielregeln halten, Terror ablehnen und die Menschenwürde achten.«

## JEWROVISION

Beim 21. Jewrovision-Wettbewerb – das ist ein überregionaler Gesangs- und Tanzwettbewerb der jüdischen Jugendzentren Deutschlands nach dem Modell des ESC – Ende März 2024 in Hannover wurde das Team »We.Zair Westfalia«, die Jugendabteilung des Landesverband Westfalen-Lippe, in der Endrunde mit 13 Gruppen zweiter Sieger nach dem Hannoveraner Jugendzentrum. Die Show stand unter dem Motto »Time to Shine«: Die Botschaft der Jugendlichen war unmissverständlich: Wir lassen uns nicht unterkriegen. Der Wettbewerb war in eine viertägige Jugendbegegnung für Kinder und Jugendliche eingebettet.



Die Gruppe »We Zair Westfalen-Lippe«

Foto: Gregor Zielke/Zentralrat der Juden

# Nachrichten aus der Geschichtskultur

## STUKENBROCK

Nachdem 2023 die Pläne für die Neugestaltung der Gedenkstätte am Ort des Kriegsgefangenenlagers Stalag 326 grundsätzlich gefährdet schienen, zeichnet sich nun die Realisierung einer verkleinerten Lösung ab. Einige der Kommunen, die ihre Beteiligung an den künftigen Betriebskosten in Frage gestellt hatten, haben den neuen Planungen jetzt zugestimmt; Gleiches wird nun von Bundesregierung, Land NRW und LWL erwartet.

## ARBEITSKREIS NRW

Im März 2024 hat der Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte

NRW sein 32. institutionelles Mitglied aufgenommen. Die Initiative Nordbahnhof Bochum, die am historischen Ort vieler Deportationen schon länger eine vorläufige Ausstellung zeigt und Veranstaltungen anbietet, wird in einem Teil des Bahnhofsgebäudes eine Dauerausstellung einrichten. Die Ruhr-Universität Bochum ist Mitträgerin dieses Vereins.

## AACHEN

In Aachen, wo bereits seit 1997 ein von der Volkshochschule koordiniertes dezentrales Erinnerungsprojekt »Wege gegen das Vergessen« arbeitet, entsteht nun auch eine veritable Gedenkstätte: Die dortige NS-Dokumentation wird

im November dieses Jahres eröffnet werden. Sie wird die Themen Flucht, Fluchthilfe und Widerstand sowie NS-Terror und Gestapo aufgreifen.

## SOEST

Ebenfalls eine neue Dauerausstellung entsteht derzeit in der seit 1997 aktiven Geschichtswerkstatt »Französische Kapelle« in Soest. In neu zugeschnittenen Räumlichkeiten in einer ehemaligen Kaserne wird diese »NS-Gedenkstätte Französische Kapelle – Begegnungsstätte und Museum für Zeitgeschichte in Soest« nach längeren Debatten und Umbauten voraussichtlich im Herbst eröffnet.



Der Nordbahnhof Bochum heute

Foto: Markus Schweiß/Wikimedia

# Von des Sammelns Lust...

Zwei Sammler\*innen aus Nordrhein-Westfalen erzählen von ihrer Leidenschaft.

Als die ersten Museen im 18. Jahrhundert gegründet wurden, speisten sie sich im Wesentlichen aus privaten Sammlungen. Mittlerweile hat sich die Institution Museum in der Kulturlandschaft fest etabliert, und Museen sammeln selbst, um historische Entwicklungen zu dokumentieren und Wissen zu vermitteln. Aber natürlich gibt es noch immer private Sammler\*innen, die sich ganz unterschiedlichen Themen aus verschiedensten Beweggründen zuwenden. Bei zwei Ausstellungen in diesem Jahr arbeiten wir mit einem Sammler und einer Sammlerin zusammen. Wir haben die Gelegenheit genutzt, uns mit ihnen über unser gemeinsames Interesse zu unterhalten: das Sammeln.

## ALEXANDER DREHMANN

### Wie sind Sie zum Sammeln gekommen?

Für Alexander Drehmann sei das Sammeln im Grunde genommen familiär bedingt, erzählt er, denn schon sein Vater und Großvater waren Sammler. Da beide aus der Philatelie kamen, hat auch Alexander Drehmann als Kind zunächst Briefmarken gesammelt – insbesondere solche mit Darstellungen aus Disney-Zeichentrickserien. Das Sammeln habe er nie vernachlässigt und führt es bis heute weiter, so dass sich unter anderem auch um die 700 Elefanten in seinem Besitz befinden.



Foto: Arek Socha, gemeinfrei

### Was sammeln Sie?

Da ihm das Sammeln von Briefmarken irgendwann zu einfach erschien (und

Münzen habe er nie gemocht), habe er den Beschluss gefasst, jüdische Postgeschichte zu sammeln, erzählt Alexander Drehmann. Dabei lege er den Fokus nicht unbedingt auf die Schoa, vielmehr wolle er auch andere, schönere Bereiche der jüdischen Geschichte sammeln. Den größten Teil seiner Sammlung machen Schana Tovs aus, also Grußkarten zum Neujahrsfest.



Foto: Arek Socha, gemeinfrei

### Was ist der Reiz am Sammeln?

»Das Sammeln an sich«, so die spontane Reaktion von Alexander Drehmann. Wenn man etwas Schönes entdecke – sei es handwerklich ansprechend oder von besonderer historischer Relevanz –, sei das ein besonderes Gefühl. Insbesondere auch Postkarten, die viele Jahre alt sind und deren Botschaften sich bis heute erhalten haben, bereiten ihm Freude.

## TANYA RUBINSTEIN-HOROWITZ

### Wie sind Sie zum Sammeln gekommen?

Für Tanya Rubinstein-Horowitz war das Sammeln keine bewusste Entscheidung, erzählt sie. Sie sei zufällig in eine Familie geboren, in der ihr Großvater und ihr Vater Kunst sammelten. Als Kind wäre sie eigentlich lieber mit ihrem Großvater Eis essen gegangen, statt seinen Ausführungen über Kunst zuzuhören. Erst später habe sie festgestellt, wie stark sie doch durch seine Sammeltätigkeit und die visuellen Eindrücke beeinflusst war.

### Was sammeln Sie?

Sie sammle nur das, was zur Sammlung ihres Großvaters passt: Künstler\*innen der russischen und ukrainischen Avantgarde aus den 1920er und 1930er Jahren.

### Was ist der Reiz am Sammeln?

Sie sei eigentlich gar nicht der Typ Mensch, der alles aufbewahrt und nichts wegschmeißt, so Tanya Rubinstein-Horowitz. Das Sammeln sei für sie eine Verbindung zu ihrem Großvater, in dessen Fußstapfen sie damit trete. Gleichzeitig nehme sie aber jedes Bild, jede Grafik, jedes Gemälde als einen Schatz wahr, als eine ganz eigene Welt und freue sich über jedes Stück, das Teil ihrer »Bildfamilie« wird.

Neugierig geworden? Einen Einblick in die Sammlung von Alexander Drehmann können sie vom 14. April bis 20. Juni 2024 in der Ausstellung »Jüdische Postkarten aus der Sammlung Alexander Drehmann« erhalten. Und Werke von zehn Künstlern aus der Sammlung von Tanya Rubinstein-Horowitz präsentiert die Ausstellung »Shtetl – arayn un aroys. Jüdische Kunst 1920-1970 aus der Sammlung Rubinstein-Horowitz« vom 09. Juni bis 27. Oktober 2024.

Ayleen Winkler



Foto: Pascal Ohlmann, gemeinfrei

# 23. Mai 1949: Verkündung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland



»Heute wird nach der Unterzeichnung und Verkündung des Grundgesetzes die Bundesrepublik Deutschland in die Geschichte eintreten.« Mit diesen Worten fasste der spätere erste Bundeskanzler Konrad Adenauer vor 75 Jahren die Bedeutung des Ereignisses zusammen, das zugleich die Gründung der westdeutschen Bundesrepublik symbolisierte. Bereits am 8. Mai war das Grundgesetz mit 53 zu 12 Stimmen vom sogenannten Parlamentarischen Rat beschlossen und am 12. Mai vom amerikanischen, französischen und britischen Militärgouverneur genehmigt und von allen Landtagen außer Bayern, wo es jedoch dennoch in Kraft trat, akzeptiert worden.

Der Unterzeichnung vorausgegangen war zunächst die Erstellung eines 95-seitigen Entwurfs durch einen Expertenausschuss im August 1948 und die anschließende neunmonatige Arbeit des genannten Rats, der erstmals am 1. September 1948 in Bonn zusammengekommen war. Er bestand aus 65 Abgeordneten, die zuvor von den Länderparlamenten der westlichen Besatzungszonen ausgewählt worden waren. CDU und SPD stellten je 27 Abgeordnete, dazu kamen

fünf FDP-Abgeordnete und jeweils zwei Abgeordnete der Deutschen Partei, der KPD und der Zentrumsparlei. Unter den 65 Abgeordneten waren auch vier Frauen, die heute häufig als die »Mütter des Grundgesetzes« bezeichnet werden. Die ausgewählten Abgeordneten sollten ein provisorisches Grundgesetz erarbeiten, das die Grundlage für ein neues demokratisches Deutschland nach den Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus darstellen und die Fehler der Weimarer Verfassung vermeiden sollte. Hierbei sollte es sich jedoch gerade nicht um eine Verfassung handeln. Eine solche sollte erst nach der zu diesem Zeitpunkt noch in naher Zukunft vorstellbaren Wiedervereinigung mit der Sowjetischen Besatzungszone geschaffen werden. Dieser zunächst angenommene provisorische Charakter wurde zum Beispiel durch die Worte des späteren Bundesaußenministers Heinrich von Brentano deutlich, der zum Ausdruck brachte, dass »was wir hier beschließen, zeitlich begrenzt sein soll und muss. Und wir hoffen und wünschen, dass der Tag bald kommen möge, an dem unsere ganze Arbeit sich als überholt erweisen wird.« Diese Hoffnungen erfüllten sich zunächst jedoch nicht. Erst am 31. August 1990 einigten sich die Regierungen der Bundesrepublik und der DDR darauf, dass der Geltungsbereich

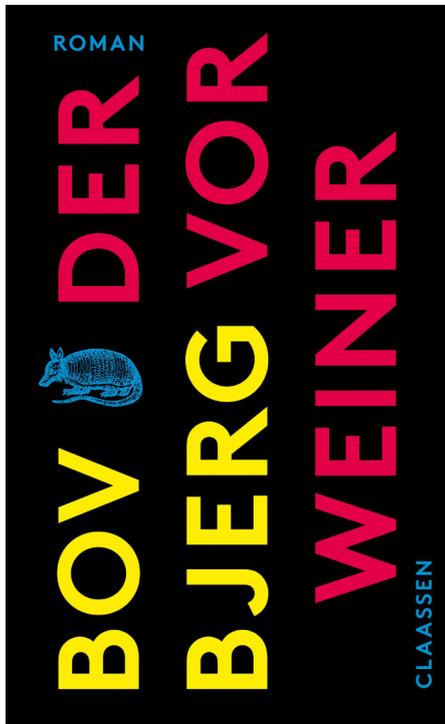
des Grundgesetzes auf die ostdeutschen Länder ausgeweitet werde. Seit der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 gilt das Grundgesetz dem gesamten deutschen Volk als Verfassung.

Das 1949 verkündete und bis heute trotz mehr als 60 Änderungen gültige Grundgesetz besteht aus 146 Artikeln, in denen neben zentralen Grundrechten unter anderem Regelungen für Bund und Länder, für die Verfassungsorgane und die Gesetzgebung formuliert sind. Von elementarer Bedeutung sind darüber hinaus der bekannte erste Artikel »Die Würde des Menschen ist unantastbar« und die in Artikel 20 festgeschriebene Staatsstruktur der Bundesrepublik Deutschland als »demokratischer und sozialer Bundesstaat«, in dem alle Staatsgewalt vom Volke ausgeht. Die in Artikel 3 aufgenommene Gleichberechtigung von Männern und Frauen gilt zudem als großes Verdienst der beteiligten SPD-Abgeordneten Elisabeth Selbert und Friederike Nadig. Das Grundgesetz kann bis heute nur mit einer Zweidrittelmehrheit des Bundestages und des Bundesrates geändert werden, wobei die 20 ersten Grundrechtsartikel jedoch von Änderungen ausgenommen sind.

Christina Schröder



# Lesetipps aus der Museums-Buchhandlung



## BOV BJERG

### Der Vorweiner

Berlin (Claassen) 2023

240 Seiten

24.– €

Resteuropa, Ende des Jahrhunderts. Bürgerkriege und Naturkatastrophen haben die Welt verwüstet. Eine dicke Schicht Beton hebt den Rumpfkontinent über den steigenden Meeresspiegel. In den Auffanglagern Neuschwanstein und Neulübeck versammeln sich dänische, ghanaische oder niederländische Geflüchtete. Einer von ihnen ist Jan. Mit nichts am Leib tritt er in die Dienste von A. wie Anna. Für sie war es höchste Zeit, sich einen Trauergastarbeiter zuzulegen. Tränen bringen Prestige, und nur wer über einen fähigen Vorweiner verfügt, um den wird am Ende überzeugend geweint. Zu echter Trauer ist ohnehin niemand mehr in der Lage. Auch nicht B. wie Berta, Annas Tochter. Berta ist die Erzählerin und das lidlose Auge dieser Geschichte. Und wie sie erzählt: furios, komisch und ohne Mitleid.



## NORBERT FREI

### Im Namen der Deutschen. Die Bundespräsidenten und die NS-Vergangenheit 1949–1994

München (C.H Beck) 2023

377 Seiten

28.– €

Der Bundespräsident spricht qua Amt »im Namen der Deutschen«, auch und gerade, wenn es um die NS-Vergangenheit geht. Für Theodor Heuss und seine Nachfolger zu Zeiten der Bonner Republik – Heinrich Lübke, Gustav Heinemann, Walter Scheel, Karl Carstens und Richard von Weizsäcker – war das immer auch ein Sprechen über die eigene Zeitgenossenschaft. Norbert Frei zeigt in seinem glänzend geschriebenen Buch, wie dabei die persönliche Vergangenheit beschwiegen und zugleich der Ton für das Reden über Nationalsozialismus und Holocaust in einer Gesellschaft gesetzt wurde, die erst lernen musste, sich ihrer Geschichte selbstkritisch zu stellen.



## ANTON JÄGER

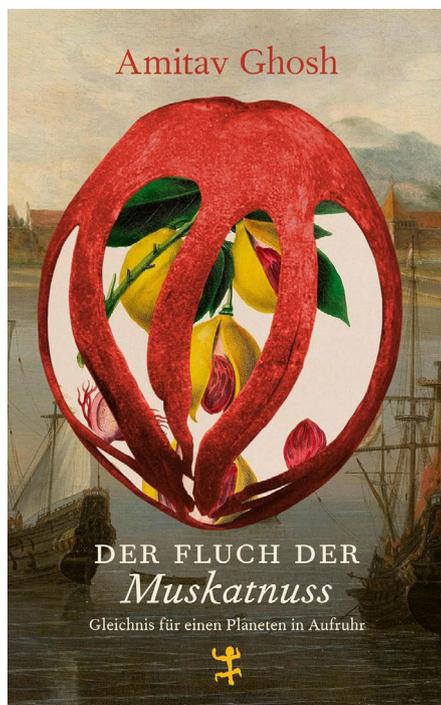
### Hyperpolitik. Extreme Politisierung ohne politische Folgen

Berlin (Suhrkamp) 2023

160 Seiten

16.– €

Dass die Politik wieder da ist, dass Debatten um Corona oder »Wokeness« längst über Twitter hinausgeschwappt sind, wird bestätigen, wer im Privaten heftige Streite erlebt. Nach einer Ära der Postpolitik, in der technokratisch verwaltet wurde, während die Bürger dies höchstens vom Sofa aus kommentierten, stehen wir vor einem allgegenwärtigen Zittern und Beben. Anton Jäger hat dafür den Begriff »Hyperpolitik« geprägt. Zugleich stellt er fest, dass Aufregungswellen sich selten in kollektives Handeln übersetzen: Die Politisierung hat kaum politische Folgen. Dies, so Jäger in seinem Durchgang durch 150 Jahre Demokratiegeschichte, ist die Folge einer von digitaler Einsamkeit geprägten Situation, in der die Menschen nicht länger über Massenorganisationen am politischen Prozess beteiligt sind.



**AMITAV GHOSH**

## Der Fluch der Muskatnuss.

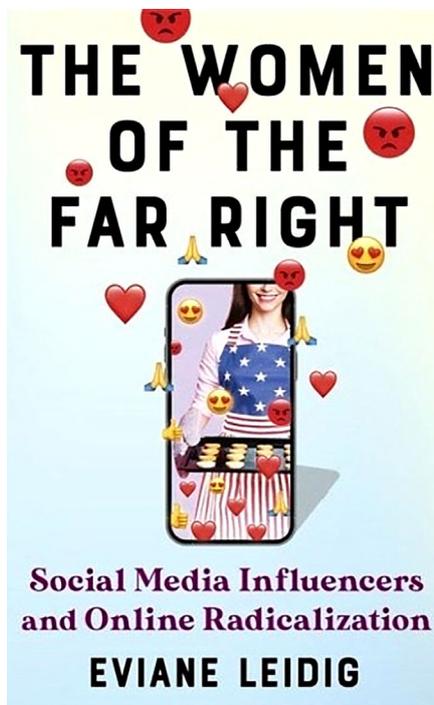
### Gleichnis für einen Planeten in Aufruhr

Berlin (Matthes & Seitz) 2023

334 Seiten

28.– €

Auf einer indonesischen Insel fällt eine Öllampe zu Boden, kurz danach begehen niederländische Soldaten ein Massaker an den Inselbewohnern. Wie hängen diese beiden Ereignisse zusammen, und was geschah danach? Mit dieser Frage beginnt Amitav Ghosh seine Recherche auf den Spuren der Muskatnuss. Heute alltägliches Gewürz, galt sie im 17. Jahrhundert als Luxusgut – allein eine Handvoll davon reichte aus, um einen Palast zu erbauen –, denn die seltene Frucht wuchs nur auf jener Insel, die niederländische Truppen vornehmlich deshalb in Besitz nahmen, um das Handelsmonopol für die Niederländische Ostindien-Kompanie zu sichern.



Während Amitav Ghosh die Reise der Muskatnuss nachzeichnet, veranschaulicht er eindrucksvoll die Mechanismen von Kolonialismus und Ausbeutung der Einheimischen sowie der Natur durch westliche Länder. Mitreißend stellt er dabei die Verbindung geschichtlicher Entwicklungen mit aktuellen Realitäten her.

**EVIANE LEIDIG**

## The Women Of The Far Right. Social Media Influencers And Online Radicalization

New York

(Columbia University Press) 2023

288 Seiten

28.– €

Eviane Leidig bietet einen tiefen Einblick in die Welt rechtsextemer Influencerinnen und erkundet ihre digitalen Strategien. Sie deckt auf, wie junge, attraktive Frauen eine Schlüsselrolle als Propagandistinnen, Organisatorinnen,

Spendensammlerinnen und Unternehmerinnen spielen. Leidig zeigt auf, wie rechtsextreme Frauen sich als authentisch und zugänglich darstellen, um ihre hasserfüllten Ideologien zu verbreiten. Diese listige und höchst geschlechtsspezifische Methode nutzt die Strukturen von Social-Media-Plattformen aus, in denen rechtsextreme Influencerinnen ihr Gedankengut dem bürgerlichen Mainstream schmackhaft machen. Dieses aktuelle und leicht zugängliche Buch bietet dringend benötigtes Fachwissen zu Gender und Rechtsextremismus; es zeigt Wege auf, sowohl in der virtuellen als auch in der realen Welt dem Extremismus entgegenzutreten.

Vincenzo Velella

# Rabbiner Hans Chanoch Meyer (1909–1991)

## Eine führende Persönlichkeit des jüdischen Wiederaufbaus in Westfalen

Wer sich intensiver mit dem Neubeginn jüdischer Gemeinden nach 1945 in Westfalen auseinandersetzt, wird früher oder später über Hans Chanoch Meyer stolpern. In seiner Funktion als Rabbiner des Landesverbandes jüdischer Gemeinden von Westfalen leistete er zwischen 1958 und 1963 von Dortmund einen nachhaltigen Beitrag zum Wiederaufbau jüdischer Kultur, für jüdische Jugendarbeit und den interreligiösen Dialog in Westfalen und im Rheinland.

Geboren als Hans Martin Meyer am 3. Oktober 1909 in Krone (Deutsches Reich), verbrachte er seine ersten Lebensjahre im pommerschen Bromberg (Polen), ehe die Familie 1921 nach Berlin zog, wo er die jüdische Knabenschule sowie zwei Gymnasien besuchte. Nach seinem Abitur studierte Meyer ab 1929 an der orthodoxen »Breuer Jeschiwa« in Frankfurt am Main. Sein anschließendes Studium der Geschichte, Geographie und Soziologie an den Universitäten Frankfurt am Main und Berlin schloss er 1933 mit der Promotion ab. Von 1934 bis 1938 folgte ein Studium am ebenfalls orthodoxen »Hildesheimer Seminar« in Berlin, das er 1938 mit Ordination zum Rabbiner abschloss. 1939 gelang ihm die Emigration nach Israel, wo er ein Jahr als Forschungsstudent an der Hebräischen Universität Jerusalem verbrachte.

Trotz seines hohen Bildungsabschlusses fand Chanoch Meyer in Palästina keine dauerhafte Anstellung als Rabbiner oder an einer Hochschule und arbeitete von 1940 bis 1945 in einer Textilfabrik in Kirjat Ata nahe Haifa. Dadurch lernte er die säkulare Lebensweise der Arbeiterschaft kennen, eine Situation mit der sich zahlreiche emigrierte Angehörige der jüdischen Kulturelite in Palästina auseinandersetzen mussten. Als Lehrer für Geschichte und Geographie konnte er jedoch zeitgleich mit einer zweiten Arbeitsstelle an der weiterführenden Schule in Haifa seiner

Leidenschaft für Lehre und Bildung weiter nachgehen. Zwei Arbeitsstellen waren schließlich notwendig, um seinem privaten Glück eine wirtschaftliche Absicherung zu ermöglichen, denn 1939 heiratete Meyer Traute Chavia Schimmelson mit der er zwei Kinder hatte.

1958 wurde Chanoch Meyer Nachfolger von Dr. Paul Holzer (1912-1978), der zuvor seit 1951 Oberrabbiner der beiden Landesverbände jüdischer Gemeinden Nordrhein und Westfalen-Lippe gewesen war. Auch in dieser Funktion stand im Mittelpunkt seines Wirkens der selbstbestimmte Auftrag von Bildung und Erziehung. So erteilte er den Kindern und Jugendlichen in den westfälischen Gemeinden regelmäßig Religionsunterricht und scheute es trotz seines vollen Terminkalenders nicht, sich ausreichend Zeit für die Jugend zu nehmen und alle Gemeinden zu besuchen. Neben seelsorgerischer Tätigkeit, dem Abhalten von Gottesdiensten, Krankenbesuchen, Bar Mizwah- und Bath Mizwah-Feiern, Hochzeiten, Gemeindefesten und Konferenzen, war ihm auch der interreligiöse Dialog ein besonderes Anliegen. Auch dabei spiegelt sich seine ausgeprägte Leidenschaft für Wissensvermittlung wider, hielt er doch regelmäßig historische Vorträge vor Berufsschullehrer:innen zur



Geschichte der Juden in Deutschland. Für ihn lag der Schlüssel für Annäherung und Aussöhnung in der Vermittlung von Wissen. Auch das jüdische Gemeindeleben in Dortmund entfaltete sich während seines Rabbinats weiter, so standen allein im Januar 1962 jeweils eine Bar Mizwah und Bath Mizwah und eine Hochzeit an.

Jüdische Bildung und Lehre blieben Chanoch Meyer zeitlebens ein besonderes Anliegen. In seine Zeit als Dortmunder Rabbiner fällt beispielsweise das 75-jährige Bestehen des »Institutum Judaicum Delitzschianum« in Münster, wo Meyer 1962 die Festrede hielt und einen wichtigen Beitrag zum jüdisch-christlichen Dialog leistete.

In diesem Aufgabenfeld konturierte sich auch Meyers größtes, wenngleich zeitlebens nie realisiertes Projekt: So gehörte



**Einweihung der Münsteraner Synagoge, März 1961:  
v.l.n.r. Siegfried Goldenberg, Siegfried Heimberg, Landesrabbiner  
Dr. Meyer, Kantor Gerstel, Rabbiner Dr. Schereschewski, Rabbiner  
Dr. Brillung, Hugo Spiegel, Hermann Flath, Foto: Paul Spiegel**

# »Bildung und Erziehung als zentrale Anliegen«

er zu den ersten treibenden Kräften, die sich bereits Anfang der 1950er Jahre für die Errichtung einer jüdischen Lehrstätte in Europa einsetzten. Nach der Zerstörung jüdischer Ausbildungsstätten ab 1938 wie der Hochschule zur Geschichte des Judentums in Berlin, erlosch auch die Vermittlungsbasis für jüdische Geschichte, Kultur und Religion in Deutschland. Unterstützt durch seine Kollegen der deutschen und europäischen Rabbinerkonferenz, versuchte Meyer nach 1945 eine Stätte zu initiieren, die eine neue Generation an Erzieher:innen, Lehrer:innen und Rabbinern ausbilden sollte. Dass seine Bemühungen durchaus auf Resonanz stießen, zeigte sich beispielsweise darin, dass er 1954 sein Anliegen vor der europäischen Rabbinerkonferenz in Belgien unter dem Vorsitz von Leo Baeck (1873 – 1956) vortragen konnte.

Die Vorstellungen waren damals nicht länger nur eurozentrisch, vielmehr versprach man sich mit dem jungen Staat Israel eine Synergie in Bildung und Lehre, »denn eine Lehrstätte, die wirklich eine neue Erzieher- und Lehrer:generation in Mitteleuropa heranziehen

will, muß drei Faktoren berücksichtigen:

1. Sie hat für ein jüdisches und wissenschaftliches Niveau zu sorgen.
2. Sie hat den Nöten und Bedürfnissen der heutigen Gemeinden in Mitteleuropa Rechnung zu tragen.
3. Sie stehe im Brennpunkt, in dem sich Israel und Europa trifft.

Eine Lehrstätte, die diese drei Bedingungen erfüllen wird, wird segensreich sein für uns und die Welt. [...] Solch eine Lehrstätte kann nicht aus dem geschichtlichen Nichts erwachsen; sie hat an große und bewährte Traditionen anzuknüpfen. Darum wird [...] der Versuch unternommen, vor allem den geschichtlichen Standort der geplanten Lehrstätte zu bestimmen. Daraus ergibt es sich von selbst, welche Aufgabe und welches Ziel dieser Lehrstätte zuzuschreiben ist.« (Chanoch Meyer, Hrsg.: *Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen*. Eine Sammelschrift. Frankfurt am Main 1962, S. 191)

Obgleich die Pläne für eine solche Einrichtung nicht konkreter wurden, blieb für Rabbiner Meyer Bildung aus der Geschichte heraus eine Lebensaufgabe. 1963 ging er zurück nach Israel und wurde Schulleiter. Die Verbindung nach Deutschland hielt er weiterhin intensiv aufrecht, denn 1969/70 erhielt Chanoch Meyer einen Lehrauftrag für Jüdische Geschichte an der damals noch jungen Ruhr-Universität Bochum. Im Dezember 1973 verlieh ihm Johannes Rau, damaliger Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, den Titel »Professor«. Auch an dieser Würdigung konturiert sich beispielhaft das dialogische und symbolpolitische Potenzial von Bildung und Aufklärung. Meyer blieb weiterhin sehr umtriebig und war auch in außerakademischen Einrichtungen zur Erwachsenenbildung ein gefragter Vortragspartner, der über das antike

und mittelalterliche Judentum sowie die jüngere jüdische Geschichte referierte.

Ein weiteres nachhaltiges Verdienst war Chanoch Meyers publizistisches Wirken. Zahlreiche Publikationen, die zu Beginn der 1960er-Jahre erstmals wieder Jüdische Geschichte thematisierten und einen Beitrag zu Anfängen einer Erinnerungskultur leisteten, gehen auf seine Initiative zurück. Am bekanntesten dürfte die Herausgabe der Reihe »Documenta Judaica«, der in Zusammenarbeit mit Bernhard Brillung (1906 – 1987) entstandene Sammelband »Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen« (1962) sowie das von ihm herausgegebene Buch von Heinemann Stern »Warum hassen sie uns eigentlich?« (1970) sein.

Nach seinem Wirken als Historiker und (Hochschul-)Bildner zog sich Rabbiner Meyer in den 1980er Jahren zunehmend nach Haifa zurück, von wo er aus der Ferne weiterhin Projekte zur jüdischen Geschichte unterstützte und so die Bindung an die Region nie verlor. Chanoch Meyer starb 1991 in Haifa.

Sebastian Braun



Hans Chanoch Meyer (Hrsg.):

**Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen.**

Eine Sammelschrift,  
Frankfurt am Main 1962

# Nachruf auf Margot Bücher

Margot Bücher, geboren als Margot Prüfke am 18. Juli 1927 in Köln-Junkersdorf, aufgewachsen in Gelsenkirchen, starb am 28. November 2023 in Jülich.

Der Tod von Margot Bücher ist ein großer Verlust für das Jüdische Museum Westfalen. Margots persönlicher Werdegang hat sie zu einer Brückenbauerin zwischen Juden und Christen werden lassen.

»Seit vielen Jahren bewohne ich diese Welt, die so wunderbar ist und genug Raum bietet allen Menschen, sofern sie einander anerkennen und ein friedliches Miteinander pflegen. Leider lässt Hass und Missgunst die Welt erschüttern«, so Margot Bücher in ihren Erinnerungsvor 10 Jahren. In ihren frühen Lebensjahren hatte sie nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 mit ihrer Familie viel Leid erfahren müssen. Ihr christlicher Vater Kurt Prüfke wollte sich nicht von seiner jüdischen Frau Elfriede scheiden lassen. Die Arbeitsentlassung bei Mannesmann folgte. Margot kam 1934 in die Schule. Sie schrieb: »Die Diskrepanz von dem, was ich in der Schule über Hitlers Großartigkeit und alles, was ich zu Hause an Antisemitismus erfuhr, erlebte, war in so jungen Jahren schwer zu verkraften.«

Ihre jüdische Großmutter Henriette Breuer aus Gelsenkirchen wurde 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Tante/Onkel Luise und Kurt Totenkopf wurden nach Auschwitz deportiert und ermordet. Ebenso ist ihre Cousine Margot Spielmann ist zu Tode gekommen. 1941 musste die Familie in das sogenannte »Judenhaus« in der Augustastraße in Gelsenkirchen ziehen. Im Herbst 1944 wurde Margots Mutter mit vielen anderen jüdischen Frauen, die in einer sogenannten Mischehe lebten, zur Zwangsarbeit in das Lager Elben /Kreis Naumburg bei Kassel gebracht. Bis zum Kriegsende musste sie hier u.a. mit ihrer Cousine Martha Eichmann (Mutter von Sr. Johanna Eichmann) im Stollenbau arbeiten. Die Großmutter überlebte das



**Besonders wichtig waren ihre Treffen mit ihrer Cousine Ruth Eichmann (Sr. Johanna).**

Ghetto, auch die Mutter kam aus Elben zurück. Aber viele andere Verwandte und Freunde waren nicht mehr da.

Margot hat sich für die Aufarbeitung des Naziterrors und besonders immer für die Verständigung von Juden und Christen eingesetzt. Dass der Jugendgeschichtspreis des JMW nach ihrer Cousine, Margot Spielmann, benannt wurde, hat sie besonders gefreut. Seit 10 Jahren zeichnet das JMW Schüler/Jugendliche aus allen Schulformen aus, die sich mit der Geschichte und Gegenwart des Judentums, jüdischer Religion, Nationalsozialismus oder Antisemitismus/Rassismus beschäftigen. Eine erfahrene Jury prüft die eingehenden Beiträge, und bei der Preisverleihung würdigt das Museum die Schülerinnen und Schüler für ihr nachhaltiges Engagement gegen Diskriminierung und Rassismus.

Am 28. November 2023 ist Margot im Alter von 96 Jahren nach schwerer Krankheit in Jülich verstorben. Wir sind unendlich traurig, mit Margot einen bemerkenswerten und liebenswerten Menschen zu verlieren, der von den An-

fängen unseres Museums mit dabei war. Sie hat unsere Arbeit sehr geschätzt und unterstützt. Wir danken Margot Bücher für alles rund um das JMW geleistete und werden sie in guter Erinnerung behalten. Besonders danken wir auf diesem Wege den vielen Spendern und Spenderinnen für die anlässlich des Todes von M. Bücher geleistete großzügige Unterstützung unserer Arbeit.

**Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel**



**Margot Bücher und Martha Eichmann, Januar 1988**

Fotos: E. Cosanne-Schulte-Huxel

# Bernhard Purin

## 1963–2024

Bernhard Purin, Kulturwissenschaftler und Direktor des Jüdischen Museums München, ist im Februar 2024 überraschend verstorben. Wir erinnern aus mehreren Perspektiven an diesen besonderen Kollegen, der seine Spuren in mehreren Jüdischen Museen hinterlassen hat.

### EIN ENTHUSIAST

Bernhard Purin lernte ich kennen, als mir als Doktorandin ausnahmsweise die Teilnahme am Kongress der Association of European Jewish Museums (AEJM) gestattet wurde. Im Anschluss an die Tagung gingen wir zusammen mit Hanno Loewy in einer Hohenemser Kneipe ein Bier trinken. Es war schön, als Neuling von den beiden sofort wärmstens in die Runde aufgenommen zu werden und in lockerem Rahmen museologische Fragen zu erörtern. Auch in späteren Unterhaltungen, zuletzt über den erschreckenden Fund von Steinen der zerstörten Münchner Synagoge in der Isar, war ich beeindruckt von Bernhards breitem Wissen und seinem Enthusiasmus für die historische Forschung. Er war ein großzügiger Kollege und ein liebenswerter Mensch.

**Kathrin Pieren**

### FREUDE AM LERNEN

Ich habe Bernhard Purin während meines Volontariats am Jüdischen Museum München als einen Menschen mit einer enormen Freude am Lernen kennen gelernt. Gefühlt gab es nichts, wozu er nichts wusste oder ein passendes Buch aus dem Regal ziehen konnte. Und hatte er mal auf Anhieb keine Antwort, so hatte er sie am nächsten Tag. Es ist nicht selbstverständlich, dass Wissenschaftler\*innen ihr Wissen so freigiebig teilen, wie Bernhard es getan hat – nicht selten erfuhr ich frühmorgens die neusten Erkenntnisse über ein Objekt, bevor ich auch nur eine Chance hatte die



Foto: Daniel Shvarcz/JMM

Tasche abzustellen. Noch immer lasse ich mich bei meiner Arbeit von seinem Wissensdurst und seiner Begeisterung für jedes noch so kleine Detail inspirieren. Ich durfte viel lernen von Bernhard und hätte doch noch so viele Fragen gehabt.

**Ayleen Winkler**

### EIN FREIGEBIGER RATGEBER

Unser Kontakt zu Bernhard Purin rührte aus der Zeit vor der Neubau-Eröffnung 2001 und dem Plan, eine neue Dauerausstellung zu entwickeln. Dem Gerücht, dass es da etwas Sehenswertes im Jüdischen Museum Franken gebe, damals von Purin geleitet, gingen wir durch eine kleine Exkursion mit Fachgespräch nach und kamen dadurch auf eine gute Bahn: Museen dürfen auch mal sprunghaft-assoziativ arbeiten, Ausstel-

lungen sollten primär anregen, was die Leute mitnehmen, können wir nicht exakt steuern, sich vor »Authentizität«-Illusionen zu hüten, kann nicht schaden; was einem später einfällt oder zufällt, findet vielleicht auch Platz in einer »Andockung«, die Reflexion der Ausstellungsperspektive(n) interessiert nicht nur Spezialist\*innen... Solche Prinzipien gewannen an Gestalt, als Bernhard Purin 2000 bis 2004 in unserem Ausstellungsbeirat intensiv mitarbeitete, unsere Sammlung kritisch mit uns musterte und wir uns allmählich vom Duktus der »Schatzkammer« und des »begehbaren Buchs« abwandten hin zur heutigen einladenden Präsentation. Für seine freundlich-beherrliche Diskussionsweise, sein undogmatisches Fragen, das Plädoyer für Mehrdeutigkeiten und auch Ironie können wir bis heute dankbar sein!

**Norbert Reichling**



# Leben im Schatten der Vergangenheit

Mai 1945, ein paar Tage nach Kriegsende. Auf dem Frühstückstisch einer jüdischen Familie liegt eine Karte »Unserem kleinen Mutterlein zum Muttertag«. Warum nicht? Das Image der jüdischen Mamma ist legendär, ihr gebührt fraglos besondere Anerkennung. Aber so kurz nach der Shoa gibt es unter den überlebenden Juden keine Normalität, und so verdient das adressierte »Mutterlein« das Diminutivum in besonderer Weise, denn es zählt erst 16 Jahre, ist die älteste Tochter der in Auschwitz ermordeten Mutter und seit deren Verhaftung die »Ersatzmutter« für die jüngeren Schwestern.

Autor Martin Doerry erzählt die Geschichte seiner Mutter als beispielhaft für die Kinder, die ihre Eltern im Holocaust verloren, »die die Jahre der Verfolgung überstanden und danach mit diesen Verletzungen weiterleben mussten« (S. 16). Ilse Doerry erlebt als Kind der jüdischen Ärztin Lilli Jahn Schikanen und Ausgrenzung, der »arische« Vater bricht die »privilegierte Mischehe«, die Mutter bezieht mit den Kindern eine andere Wohnung; als sie für das Namensschild an der Haustür eine alte Visitenkarte mit ihrem Dokortitel und ohne den Zwangsnamen benutzt, wird sie verhaftet und in das Arbeitslager Breitenau eingewiesen, später nach Auschwitz deportiert, von dort erhalten die Kinder im Oktober 1944 ihre Sterbeurkunde. Da hat Ilse längst ganz selbstverständlich die Rolle als »Ersatzmutter« übernommen, putzt, kocht – und schreibt Briefe. Den berührenden Briefwechsel zwischen Lilli und ihren Kindern, vornehmlich Ilse, hat Martin Doerry 2002 herausgegeben, nun geht es um das weitere Schicksal der »Kinderfamilie«, um das Schicksal von »Mutterlein« Ilse. Während der Vater sich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befindet, der ältere Bruder seinen Rachedenken nachgeht, Mangelernährung den Rest der Familie bedroht, kämpft Ilse mit Jugend- und Schulämtern, holt ihr Abitur nach, erlebt ihre erste Liebe und emigriert mit ihren Schwestern zur Großmutter nach England. Während der Ausbildung zur Krankenpflegerin lernt sie den Jurastudenten Jürgen Doerry kennen. Wer glaubt, jetzt könne mit Heirat, Familie, beruflicher Entwicklung etc. ein schönes

neues Leben beginnen, wird schnell eines Schlechteren belehrt. Der Schwiegervater warnt als bekennender Immer-noch-Nazi seinen Sohn vor »lauter kleinen schwarzhäarigen, jüdisch aussehenden Kindern«, versehen »mit der Belastung eines Mischlingsdaseins« (S. 162/164), Ilse hingegen wahrhaft mit diplomatischer Zurückhaltung – und der Geburt blonder Kinder – einen »Nichtangriffspakt«. Und der gilt nicht nur für die Familie: Während Jürgen Doerry Karriere macht, schließlich Bundesrichter in Karlsruhe wird, hält seine Frau ihm den Rücken frei (eine Formel, die merkwürdigerweise auch heute noch gern gebraucht wird), kommt ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nach und schweigt beharrlich über das, was ihre wirkliche Existenz ausmacht. Unverbindlicher Smalltalk schützt vor der Preisgabe von Geheimnissen, denn Vorsicht ist geboten, latenter Antisemitismus durchwabert schließlich immer noch die Amtsstuben der jungen Republik, mit Verletzungen muss gerechnet werden. Ein Leben »im Schatten der Vergangenheit«, wie der Untertitel des Buches resümiert. Bücher, Theaterbesuche und immer wieder Reisen bieten Ilse Fluchten aus dem Alltag, erst in Israel findet sie so etwas wie eine Heimat, freilich nur für wenige Wochen: »Hier sind alle Menschen Juden. Endlich bist du wie alle anderen« (S. 247), endlich dazugehörig und nicht mehr im Abseits. Als Martin Doerry die Briefe von Lilli Jahn und ihren Kindern 2002 veröffentlicht, ist Ilse, inzwischen 73-jährig, endlich bereit zu einer bewussten Erinnerungsarbeit, gestaltet Lesungen und macht die Erinnerung an die Geschichte ihrer Mutter zu ihrer letzten Lebensaufgabe, »gute Jahre« nennt das der Sohn.

Martin Doerry war damals Herausgeber der »Briefbiografie«, versah die authentischen und deshalb emotional so bewegenden Dokumente mit verbindenden Texten und vorsichtigen Kommentaren, in der Rückschau bezeichnet er sich als Chronist. Wenn er auch jetzt auf einen Fundus von über 1000 Briefen zurückgreift, ist er nun als Erzähler gleichzeitig auch »handelnde Person«, als Sohn Teilhaber an der Biografie seiner Mutter; seit der Erwähnung seiner Geburt nennt er »Ilse«

deshalb durchgehend »meine Mutter«. Die enge Bindung dürfte seine Aufgabe erheblich erschwert haben. In der Einleitung reflektiert er über die unvermeidlich mangelnde Distanz, über die Liebe von Mutter und Kind als grundsätzliche Erzählbasis. Dennoch zeigt er sich um Objektivität bemüht, stellt Iles Erziehungsmethoden auf den Prüfstand und charakterisiert die Mutter als Familienmanagerin »mit stoischem Pflichtbewusstsein«. »Eigentlich, so sagte meine Mutter später, seien wir ja schon ihre zweiten Kinder gewesen.« Aber die konnten sich ihrer liebenden Fürsorge sicher sein. Die »unsichtbare Schranke, etwas, was jede Nähe limitierte« (S. 220), begreifen sie später, als diese Schranke gefallen ist, als eine neuerliche Verlustangst. Damit lässt sich umgehen.

Ein absolut lesenswertes Buch, das mit der Geschichte der antisemitischen Diffamierungen nach der Shoa nachhaltig beeindruckt. Eine Episode sei der Abrundung halber noch erwähnt: Nach dem Tod der Mutter findet der Autor in deren Platzensammlung das Lied »A jiddische Mamme«. Ein bisschen kitschig vielleicht und doch so zutreffend: »A jiddische Mamme, sie macht doch die ganze Welt. / A jiddische Mamme, wie bitter, wenn sie fehlt.«

Reinildis Hartmann

Martin Doerry

## Lillis Tochter

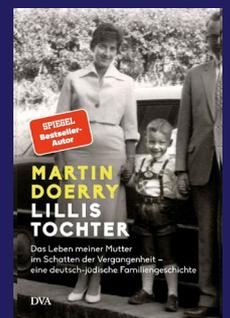
Das Leben meiner Mutter im Schatten der Vergangenheit – eine deutsch-jüdische Familiengeschichte  
Deutsche Verlagsanstalt 2023

Siehe auch:

Martin Doerry

## »Mein verwundetes Herz«

Das Leben der Lilli Jahn 1900–1944.  
Deutsche Verlagsanstalt 2002  
(Pantheon-Ausgabe 2012)



# »Über Israel sprechen...«



©Wikimedia/Stefanie Loos / re:publica

Als sich während der documenta 15 die Debatte zwischen Antisemitismuskritik auf der einen und Kunstfreiheitsanspruch auf der anderen Seite verhärtete, war eine Stimme herauszuhören, die sich angenehm anders anhörte. Es war die Stimme von Meron Mendel, seines Zeichens Professor für transnationale Soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt. Mit viel Verständnis für alle Seiten versuchte er vor Ort einen Dialog über die verhärteten Fronten hinweg zu ermöglichen, was ihm leider nicht gelang.

Er macht trotzdem weiter und das vorliegende Buch ist ein neuerlicher Versuch, eine differenzierte Analyse verfestigten Meinungen entgegenzustellen. Das Buch zeigt, dass in Deutschland über Israel anders gedacht und geredet wird als über andere Länder. Mit seinem Buch plädiert Mendel für »Versachlichung und Differenzierung in einem umkämpften Feld, in dem sich Geschichte und Gegenwart sowie Real- und Moralpolitik vermischen« (S. 33). Diese Situation hat sich seit Erscheinen des Buches und mit den Ereignissen vom 7. Oktober 2023 noch weiter verstärkt. Seine Analyse ist also notwendiger denn je.

In vier Kapiteln geht der Autor dieser »deutschen Debatte« auf den Grund. Im ersten Kapitel schaut er in die Geschichte

der offiziellen Beziehung Deutschlands zum Staat Israel bis zum Grundsatz der Verteidigung Israels als deutsche Staatsräson. Im zweiten Kapitel geht es um die BDS-Bewegung, ihr Verbot und die darum kreisenden Diskussionen innerhalb des Kulturbetriebs einschließlich der Debatte um Achille Mbembe und die documenta 15. Das dritte Kapitel dreht sich um die Rolle des Nahostkonfliktes innerhalb Teilen der deutschen Linken. Das vierte und letzte Kapitel behandelt den jüngsten Historiker\*innenstreit ausgehend von den Schriften des australischen Historikers A. Dirk Moses und die Rolle Israels darin.

Der Autor führt uns anhand dieser vier Themen vor Augen, wie sehr die Debatte über Israel und den Nahostkonflikt von deutschen Befindlichkeiten geprägt ist. So zeigt er etwa in einem historischen Abriss, dass die Beziehungen des deutschen Staates zu Israel seit 1945 öfters von politischen oder ökonomischen Interessen geleitet wurden als aus moralischen Erwägungen. Er zeichnet auch nach, wie identitätsstiftend die Positionierung gegenüber dem Konflikt im Nahen Osten für Teile der deutschen Linken ist. Und dass der Reflex zur Schuldabwehr bezüglich der eigenen Geschichte immer noch stark verbreitet ist und sich in Vergleichen von Israel mit Nazideutschland auf unterschiedlichen Seiten des politischen Spektrums ausdrückt.

Was bei der Fülle der Diskussionen über Israel in Deutschland, die nach dem 7. Oktober Hochkonjunktur haben, leider oftmals auf der Strecke bleibt, sind die Menschen im Nahen Osten. Demgegenüber wünscht sich Meron Mendel in seinem Nachwort »dass in Zukunft die Friedensarbeit im Mittelpunkt der deutsch-israelischen Beziehung stehen wird. Zum Beispiel die Frage, wie wir in Deutschland Israelis und Palästinensern helfen können, ohne den Brandstiftern auf beiden Seiten in die Hände zu spielen« (S. 185). Meron Mendel zeigt auch in diesem Buch, dass er differenziert, empathisch und lösungsorientiert ist, was man von der »deutschen Debatte« wie er sie auf knapp 200 Seiten analysiert, leider nicht sagen kann.

Kathrin Pieren



Meron Mendel

**Über Israel sprechen.  
Eine deutsche Debatte**

Kiepenheuer & Witsch 2022  
216 Seiten, 22,-€

# Synagoge und Jüdisches Museum Florenz



Die Synagoge Florenz

Das Jüdische Museum Florenz befindet sich im Innern der Synagoge von 1882. Die Synagoge ist daher gleichzeitig Herzstück des Museums. Und sehr sehenswert.

Ab 1865 war Florenz für sechs Jahre Hauptstadt des jungen italienischen Staates. Dafür wurden viele mittelalterliche Stadtteile, unter anderem das jüdische Ghetto abgerissen. Die jüdische Gemeinde beschloss, die Synagoge in einem neuen Quartier in Zentrumsnähe zu errichten. Davor hatte es zwei Synagogen im Herzen der Stadt, zwischen Dom und Palazzo della Signoria, gegeben: die Scuola Italiana und die Scuola Spagnola oder Scuola Levantina. Letztere folgte dem sephardischen Ritus.

Die Gemeinde entschied sich für einen Bau im neo-maurischen Stil, welcher an die biblische Herkunft im Nahen Osten und die sephardischen Wurzeln im arabi-

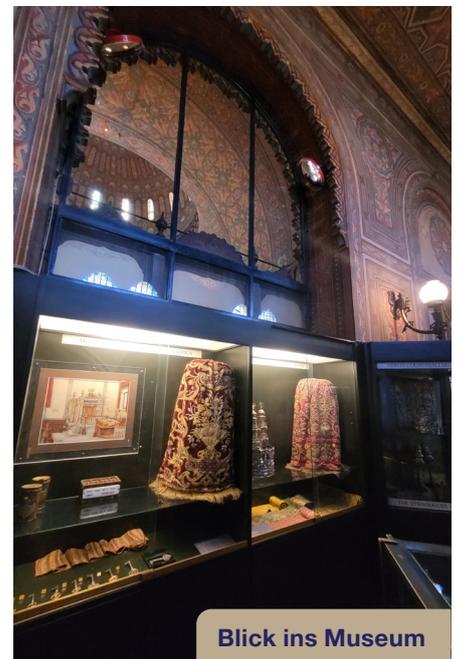


Schoa-Gedenktafeln

schen Spanien erinnern sollte. Dieser Stil war im späten 19. Jahrhundert im Trend, und es entstanden Synagogen von Triest bis Berlin und Budapest in ähnlicher Bauweise. Die jüdischen Gemeinden waren selbstbewusster geworden und scheuten sich nicht, auffällige, auch als »fremd« wahrgenommene Gebäude zu errichten. Mit seinen kupferbeschichteten Kuppeln, die an Moscheendächer erinnern, und seinen Ornamenten ragt die Synagoge im Stadtbild wunderschön heraus.

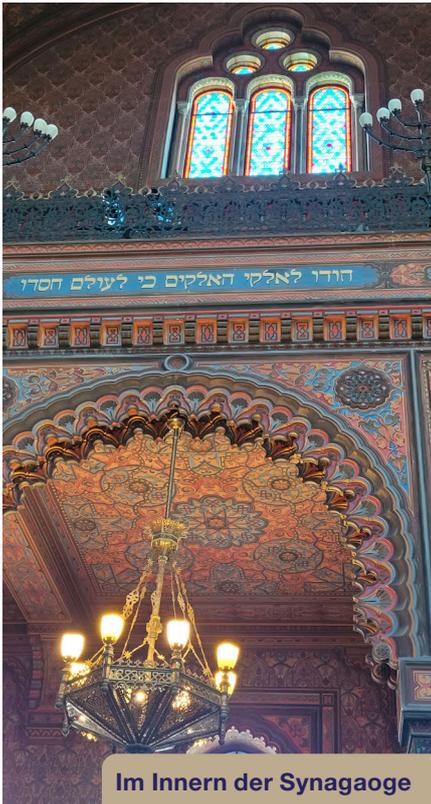
Der Innenraum basiert auf dem Bau einer Basilika mit drei Schiffen sowie einer Apsis und dem Podium zur Lesung der Tora an einem Ende des Mittelschiffs, anstatt, gemäß Tradition, in der Mitte des Raumes. Trotz der Bedenken der orthodoxeren Rabbiner wurde auch eine Orgel eingebaut. Prachtvoll sind die geometrischen Darstellungen in verschiedenen Farben, das geschnitzte Mobiliar und die farbigen Arabesken

an den Wänden. Letztere erinnern mich an florentinisches Papier, welches bekannt ist für seine Blumen-



Blick ins Museum

# »...selbstbewusst, prachtvoll, sehenswert...«



Im Innern der Synagoge

ranken. Hilfreich beim Besuch ist ein mehrsprachiger Audioguide, den man im Museumsshop ausleihen kann.

Der Garten, der noch heute das Gebäude innerhalb einer verzierten Einfriedung umgibt, ist eine Oase inmitten der dicht bebauten Altstadt und lädt zu einer kleinen Pause ein. Er dient aber auch als Erinnerungs- und Gedenkort mit einem Kriegsdenkmal für die jüdischen Kämpfer des Ersten Weltkrieges und zwei Mahnmalen für die deportierten und ermordeten Juden\*Jüdinnen von Florenz während der Schoa.

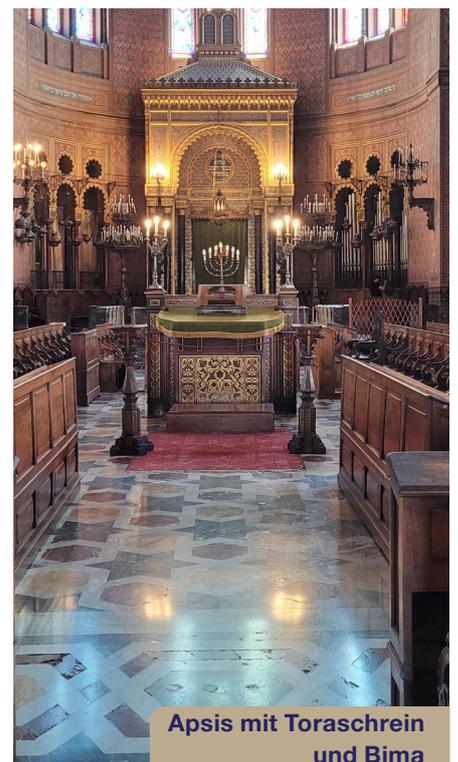
Das Museum in den oberen Stockwerken zeichnet die Geschichte der jüdischen Gemeinschaft in Florenz nach, mit einem Schabbattisch, einem hölzernen Modell des Ghettos und raren Ritualobjekten aus Synagoge und Haus. Mich beeindruckten besonders die gestickten Toratextilien (Mäntel, Vorhänge, Bedeckungen) aus



dem 18. Jahrhundert. Die Ausstellung wirkt ein wenig veraltet, spannende Texte und ein Teil zum gegenwärtigen jüdischen Leben in Florenz wären wünschenswert. Einige Dinge wurden jedoch bereits überarbeitet, so erzählt ein neuer Film von der Errichtung der Synagoge. Ein Gedenkraum ist der lokalen jüdischen Geschichte von der Emanzipation bis zur Schoa und zum Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde danach gewidmet.

Allen an Baukunst und jüdischer Geschichte interessierten Tourist\*innen seien Synagoge und Museum wärmstens empfohlen. Und warum nicht danach bei »Ruth« ein paar Meter weiter in derselben Straße vorbeischaun? Das kleine koschere Restaurant serviert in einfachem, aber gemütlichem Ambiente leckere Hausmannskost.

Bilder und Text:  
Kathrin Pieren



Apsis mit Toraschrein  
und Bima

# Der Feiertag Schawuot und die Zehn Gebote

Jedes Jahr am 6. und 7. Siwan (gregorianischer Kalender: im Mai oder Juni) wird das jüdische Wochenfest Schawuot gefeiert. Der Name Wochenfest kommt daher, dass der Feiertag sieben Wochen nach Pessach gefeiert wird.

Das Schawuot Fest kennzeichnet zum einen die erste Ernte des Jahres: Die ersten Getreideernten werden eingeholt und die ersten Früchte sind reif. Die Synagoge wird daher mit frischem Grün und Blumen geschmückt. Viele Menschen kommen in weißer Kleidung zum Gottesdienst.

Schawuot erinnert außerdem an die Verkündung der Zehn Gebote am Berg Sinai. Das bedeutet, dass dem jüdischen Volk an diesem Tag die Tora offenbart wurde.

Die zehn Gebote sind nicht nur im Judentum wichtig. Sicher hast du einige davon schon mal gehört:

1. Ich bin der Herr, dein Gott.
2. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.
3. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.
4. Du sollst den Schabbat heiligen.
5. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.
6. Du sollst nicht morden.
7. Du sollst nicht ehebrechen.
8. Du sollst nicht stehlen.
9. Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen.
10. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus..., noch alles, was dein Nächster hat.

Die zehn Gebote sind nur ein kleiner Teil vieler Gebote und Verbote aus der Tora. Im Judentum gibt es z.B. auch die Regel, dass Milchspeisen und Fleischspeisen nicht gemischt werden dürfen. Es ist bis heute Brauch an Schawuot Milchspeisen zu essen. Besonders beliebt ist Käsekuchen. Wir haben für dich ein tolles Rezept aufgeschrieben.

## Käsekuchen

Zutaten für den Teig:

- 125 g weiche Butter oder Margarine
- 125 g Zucker
- 250 g Mehl
- 1 Teelöffel Backpulver
- 1 Prise Salz
- 1 Ei

Zutaten für die Füllung:

- 500 g Quark
- 1 Ei
- 150 g Zucker

- 1 Päckchen Vanillezucker
- 1 Päckchen Vanillepuddingpulver
- 100 ml Öl
- 240 ml Milch

Zubereitung:

Butter, Zucker, Mehl, Backpulver, Salz sowie das Ei zu einem glatten Teig verkneten und in eine vorbereitete 26er Springform geben, andrücken und den Rand etwas hochziehen.

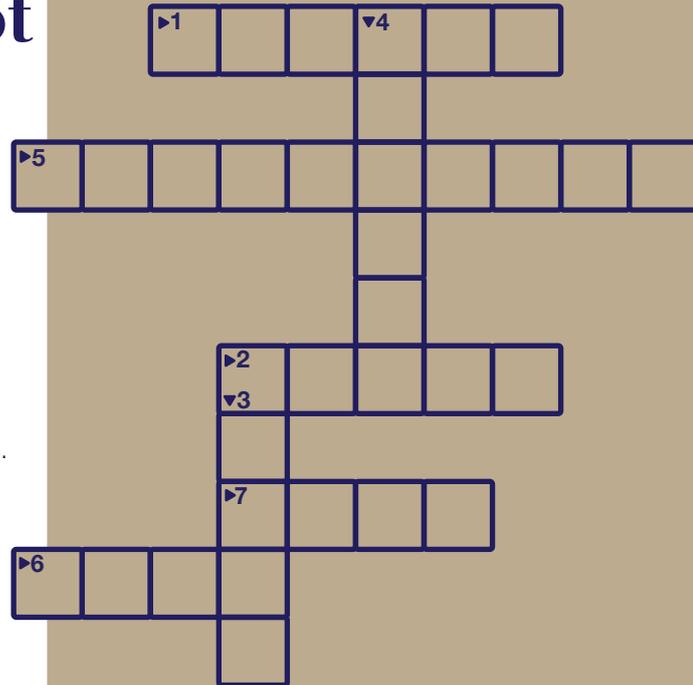
Quark, Ei, Zucker, Vanillezucker, Vanillepuddingpulver, Öl und Milch miteinander verrühren und auf den Teig geben.

Im heißen Backofen bei 180 °C Heißluft ca. 1 Std. backen.

Tipp: Der Käsekuchen kann auch noch vor dem Einfüllen der Quarkmasse mit Apfelstückchen, Mandarinen aus der Dose oder anderen Früchten belegt werden. Schmeckt einfach genial.



Foto: »Einladung zum Essen« über pixabay



**Du hast einiges über den Feiertag Schawuot gelernt. Hier kannst du dein Wissen testen:**

1. Wie viele Wochen nach Pessach wird Schawuot gefeiert?
2. An welchem Berg wurden die Zehn Gebote verkündet?
3. In welchem Monat wird Schawuot gefeiert?
4. Womit wird die Synagoge geschmückt?
5. Was wird gerne gegessen?
6. Was wurde offenbart?
7. Welche Kleidungsfarbe ist an Schawuot beliebt?

**Welche Regeln sind dir wichtig?**

Schreibe oder male sie auf!